

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Gestalt und Gestaltungsmacht
Mariens

Engelbert Monnerjahn
„Geboren aus Maria
der Jungfrau“

Franz Lüttgen
„Neue Gesellschaftsordnung“
bei Pater Joseph Kentenich

Benito Schneider
Gottesgriffenes Leben mitten
in der Welt (III)

Pater August Ziegler †

Buchbesprechungen

7. Jahrgang

Heft 4

Oktober 1972

Inhalt:

Gestalt und Gestaltungsmacht Mariens	145
Engelbert Monnerjahn „Geboren aus Maria der Jungfrau“	147
Franz Lüttgen „Neue Gesellschaftsordnung“ bei Pater Joseph Kentenich	162
Benito Schneider Göttergriffenes Leben mitten in der Welt (III)	174
Pater August Ziegler †	186
Buchbesprechungen	187

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Herausgeber: Humberto Anwandter (Chile), Joseph J. Haas (USA), Dr. Rudolf Weigand (Deutschland), August Ziegler (Schweiz)

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn

Anschrift der Schriftleitung: 5414 Vallendar-Schönstatt, Höhrer Straße 91.

Verlag: ORBIS Wort und Bild GmbH., 44 Münster, Postfach 6329, Telefon 6 04 35

Herstellung: Cramer, Greven

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeit.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 13,20 zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 4,—

Gestalt und Gestaltungsmacht Mariens

Am 27. Oktober werden es sechzig Jahre sein, seit der Gründer Schönstatts, damals nicht ganz 27 Jahre alt, vor den Oberklassen des Studienheims Schönstatt seinen Antrittsvortrag hielt. Wenige Tage zuvor war er zum Spiritual der Schüler ernannt worden, nachdem er vorher ein Jahr lang, vom September 1911 an, in Ehrenbreitstein Lehrer für Latein und Deutsch gewesen war.

Der Vortrag ist von der Schönstattfamilie allezeit als einer der bedeutendsten aus dem Munde Pater Kentenichs betrachtet und bewahrt worden. Pater Kentenich selber hat ihm später, um seine Bedeutung zu charakterisieren, den Namen „Vorgründungsurkunde“ gegeben. Der Vortrag leitete eine Entwicklung ein, die im Laufe von zwei Jahren zur „Gründungsurkunde“ und zum „Gründungsakt“ des Schönstattwerkes vom 18. Oktober 1914 führen sollte.

Was war das Besondere an dem Vortrag, daß er diese Wirkung hervorzubringen vermochte?

Um diese Frage zu beantworten, muß man wohl zunächst auf das programmatische Ziel hinweisen, das Pater Kentenich in diesem Vortrag proklamierte: „Wir wollen lernen, uns unter dem Schutze Mariens selbst zu erziehen zu festen, freien priesterlichen Charakteren.“ Es handelte sich dabei um die erste öffentlich vorgetragene Formulierung der in ihm lebenden Konzeption vom „Neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“, von der er später sagte: „Was mir von Kindheitstagen vor Augen schwebte, ist: der neue Mensch in der neuen Gemeinschaft . . . So weit mein Bewußtsein geht, war mir das immer klar und selbstverständlich gewesen: den neuen Menschen zu schaffen, der nicht von äußeren Phrasen abhängig ist, der sich von innen entscheidet, der seinen Weg geht, frei von äußerem Drill . . .“

Ebenso bemerkenswert wie das pädagogische Ziel, das Pater Kentenich in dem Vortrag verkündete, war die pädagogische Methode, die er darin den Schülern für das gemeinsame Tun vorschlug und bereits zur Anwendung brachte: die Methode der Ideal-, Vertrauens- und Bewegungspädagogik, wie sie der Zielsetzung vom neuen, freien und charakterfesten Menschen gemäß war.

Noch wichtiger aber als diese beiden Aspekte der Vorgründungsurkunde dürfte das sein, was man ihre marianische Grundrichtung nennen muß.

Im Text des Vortrags tritt diese Grundrichtung für den ersten Blick nicht besonders deutlich in Erscheinung. Wortwörtlich sprechen von ihr lediglich die beiden Sätze: „Unsere Selbsterziehung wollen wir unter den Schutz

Mariens stellen . . ." und: „Wir wollen lernen, uns unter dem Schutze Mariens selbst zu erziehen . . ." Dabei klingt das „Unter dem Schutze Mariens“ noch ganz traditionell und konventionell. Doch in der konventionellen Formel meldet sich entschieden Neues an. Ein Vortrag, den Pater Kantenich etwa zwei Wochen nach der Vorgründungsurkunde hielt, der aber in seinem Hauptteil auf ein bereits 1910, nicht lange vor seiner Priesterweihe gehaltenes Festreferat zurückgeht, bringt dieses Neue, zwar ebenfalls in konventioneller Terminologie, aber doch mit großer Deutlichkeit zum Ausdruck.

Pater Kantenich erblickte in Maria eine in den Heilsplänen Gottes von Ewigkeit her vorgesehene Gestalt, der eine einzigartige, die Geschichte der Kirche bis ans Ende der Tage umgreifende Gestaltungsmacht eigen ist. Als die neue Eva an der Seite des neuen Adam, ihres Sohnes Jesus Christus, hat sie im Gottesvolk des Neuen Bundes ein Daueramnt und eine Daueraufgabe, die Pater Kantenich später mit den Worten: „amtliche Dauergefährtn und Dauergehilfin des Heilandes, des Hauptes der ganzen Schöpfung, bei seinem gesamten Erlösungswerk“ umschreibt. Wenn dem so ist, dann kann es gar nicht anders sein, als daß Maria auch und erst recht in ihrer neuen Existenzweise nach ihrer leiblichen Aufnahme in den Himmel für das neue Gottesvolk auf seinem Weg durch die Geschichte bis an das Ende der Zeit tätig ist. Tatsächlich sagt Pater Kantenich in dem Referat aus dem Jahre 1910, das er im November 1912 vor den Schülern des Studienheims Schönstatt wiederholt: „. . . die Geschichte der Tätigkeit Mariens ist die Geschichte der Kirche,“ und gibt damit zu erkennen, daß es nach seiner Auffassung in der Geschichte der Kirche keine Zeit gegeben hat, in der Maria nicht gemäß ihrer Stellung und Sendung als Dauergefährtn und Dauergehilfin Christi wirksam war. Einen Beweis für die Wahrheit seiner Auffassung sieht er in der Tatsache, daß die Marienverehrung im Grunde so alt ist wie die Kirche. Diese Verehrung aber beruht für ihn nicht nur auf den Vorzügen ihrer Person — ist in diesem Sinne nicht einfach „Personenkult“ —, sondern auch und vor allem auf der ständig gemachten Erfahrung ihrer Wirksamkeit. Schon der Theologiestudent Kantenich konstatierte deshalb: „Die Geschichte liefert . . . den unwiderleglichen Beweis, daß der Marienkult aufgebaut wurde auf den Kundgebungen ihrer Macht und Liebe zu den Menschen.“

Diese Schau der Gottesmutter ist von großer Tragweite und für das Verständnis Pater Kantenichs von Anfang an entscheidend. Die Gestalt der Gottesmutter war für ihn keine Gestalt, die einer fernen Vergangenheit angehört; sie war für ihn eine Gestalt und gestaltende Macht der Gegenwart. Das „Unter dem Schutze Mariens“ bedeutete in seinem Munde deshalb: sich ihrer gegenwärtigen Gestaltungsmacht als Dauergefährtn und Dauergehilfin Christi anheimzugeben und ohne Vorbehalt auszusetzen.

Das war vor allem pädagogisch gemeint. Mariens Tätigkeit war für Pater Kantenich vorzüglich eine mütterlich-erzieherische. Der Person und Wirksamkeit Mariens eignet „eine reformatorische Bedeutung“. Diese Formulierung Pater Kantenichs – in ihrem Gehalt nicht minder gewichtig wie die andere von der Geschichte der Kirche als Geschichte der Tätigkeit Mariens – faßt auf das knappste und dichteste zusammen, wie hoch und groß er Gestalt und Gestaltungsmacht Mariens veranschlagte. Daß er diese Gestalt und Gestaltungsmacht durch den Vortrag vom 27. Oktober 1912 mit der Zielsetzung des „Neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ in lebendige Verbindung brachte, darin dürfte das Entscheidende dieses Vortrags und das Geheimnis seiner Fortwirkung bis auf den heutigen Tag zu sehen sein.

„Geboren aus Maria der Jungfrau“ *

Die Aktualität der Glaubensaussagen Pater Kantenichs über die jungfräuliche Gottesmutterchaft Mariens

Von Engelbert Monnerjahn

A.

„Wer ist in Gottes Namen dieser Jesus?“

1. Die gegenwärtige Glaubenskrise als Frage nach dem Wer Jesu

Im Mittelpunkt der Glaubenskrise innerhalb der Kirche steht, wie sich immer deutlicher herauschält, die Gestalt Jesu Christi. Von neuem geht es um die Beantwortung der Fragen aus dem 16. Kapitel des Matthäus-Evangeliums: „Für wen halten die Leute den Menschensohn? . . . Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ Das wird auch aus dem Titel eines der neuesten aus Holland zu uns herübergekommenen Bücher ersichtlich: „Wer ist in Gottes Namen dieser Jesus?“¹

Die Frage nach Jesus dominiert heute in der *Exegese*. Unser Vortrag im November hat dafür wohl genug Belege beigebracht². Ist Jesus eine historische Gestalt? Ist diese Gestalt für uns noch erkennbar? Ist er ein

*) Dem Beitrag liegt ein Referat zugrunde, das am 16. April 1972 auf Berg Schönstatt gehalten wurde.

1) *Wer ist in Gottes Namen dieser Jesus?* 25 Betrachtungen. Herausgegeben von Harry A. A. Mourits, Übers. von Rob van Wezemaal und Kurt Janssen, Freiburg 1971.

2) Vgl. *Regnum* 1/1972, S. 3-14.

bloßer Mensch? Oder ist er das, was Paulus und die ersten christlichen Gemeinden in ihm gesehen haben: der verklärte, erhöhte und wiederkommende Herr? Oder kommt es gar nicht darauf an, ob Jesus eine historische Gestalt ist, über die wir uns Gewißheit verschaffen müssen? Kommt es nur auf die Botschaft an, die mit seiner Person verbunden wird; auf die Sache, für die sein Name steht, so daß die Person Jesu im Grunde weiter nicht zu interessieren braucht? Höchst bezeichnend ist, daß in diesem Zusammenhang jüngst eine Auseinandersetzung über Phil 2, 6 und 7 ausgebrochen zu sein scheint. Der Text ist bekanntermaßen hochbedeutsam, eine Art urchristlicher Kurzfassung des Glaubensbekenntnisses: „Er, der in Gottgestalt war, erachtete das Gottgleichsein nicht als Beutestück, sondern er entäußerte sich selbst, nahm Knechtsgestalt an und ward den Menschen gleich. In seiner äußeren Erscheinung (ward er) als ein Mensch erfunden.“ Die Kirche hat in diesen Versen immer einen biblischen Beleg (a) für die wesentliche Göttlichkeit des Menschen Jesus wie (b) für seine ewige Präexistenz als göttliche Person gesehen. Übersetzungen dieser Verse für den liturgischen Gebrauch sind in Frankreich anscheinend so ausgefallen, daß manchen Katholiken die Lehre der Kirche über Jesus Christus als prä-existenten und metaphysischen Gottessohn aufgegeben scheint. Man spricht von Übersetzungen, die nach arianischer Christologie schmecken³.

Auch in der *Dogmatik* wird die Frage, wer Jesus Christus eigentlich ist, von neuem und radikal, bis an die Wurzel gehend, gestellt. Jesus läßt keine Zeit in Ruhe, und manche Zeiten werden von der Frage, die er an sie richtet, besonders tief aufgewühlt. Wie kühn indes manche heute unternommenen Versuche eine Neuinterpretation und Neuformulierung des Christusgeheimnisses in der Kirche sind, geht aus der „*Declaratio*“ hervor, die nach Billigung durch den Hl. Vater unter dem 21. Februar 1972 von der römischen Glaubenskongregation erlassen wurde. Nach der „*Declaratio*“ sind gegenwärtig in der Kirche z. B. folgende Meinungen im Umlauf:

- Es sei in der Offenbarung nicht gesagt, daß der Sohn Gottes schon von Ewigkeit her im Geheimnis der Gottheit, vom Vater und vom Geist unterschieden, subsistiere;
- die Vorstellung von einer Person Christi, die hinsichtlich ihrer göttlichen Natur von Ewigkeit her vom Vater gezeugt und hinsichtlich ihrer menschlichen Natur aus Maria der Jungfrau geboren wurde, könne nicht länger aufrechterhalten werden;
- die Menschheit Jesu sei nicht in die ewige Person des Sohnes Gottes aufgenommen, sondern existiere in sich selber als menschliche Person;

³) Vgl. Pierre Grelot, *La Traduction et Interpretation de Ph 2, 6-7*, in: *Nouvelle Revue Theologique*, Nov. 1971, zitiert in: *Herder-Korrespondenz*, Jan. 1972, S. 50 f.

- das Geheimnis Jesu Christi bestehe darin, daß der sich offenbarende Gott in Jesus Christus „auf höchste Weise“ anwesend sei.⁴

Es bedarf keines längeren Nachweises, daß die in der „Declaratio“ wiedergegebenen Meinungen die Lehre der Kirche über Jesus Christus frontal treffen und sie geradezu auf den Kopf stellen. Daß sie im übrigen von der Glaubenskongregation nicht aus der Luft gegriffen wurden, mag ein Bericht von Otto Mauer über einen Vortrag von P. Schoonenberg S. J. auf der „Nichtoffiziellen ökumenischen Konsultation zwischen Theologen der alt-orientalischen Kirchen und der römisch-katholischen Kirche“ in Wien vom 7.-12. September 1971 in „Wort und Wahrheit“ 1/1972 dartun. Danach plädierte Schoonenberg für eine Christologie, in der die menschliche Natur Jesu als solche nicht „anhypostatisch“ und „enhypostatisch“ in der Person des göttlichen Logos, sondern Jesus als menschliche Person verstanden wird, der das Göttliche „enhypostatisch“ ist⁵. Offenbar wiederholte Schoonenberg in Wien die Thesen, die er bereits in seinem 1968 in deutscher Übersetzung erschienenen Buch „Ein Gott der Menschen“ vorgetragen hatte⁶.

2. Die Frage nach dem Wer Jesu und das Bekenntnis der jungfräulichen Gottesmutterchaft

Die Frage nach dem Wer Jesu steht in engstem Zusammenhang mit der kirchlichen Lehre von der jungfräulichen Gottesmutterchaft Mariens. Dieser Zusammenhang hat sich auch geschichtlich erwiesen und bestätigt, wie der Streit um Nestorius und das Konzil von Ephesus 431 belegen. Die theologische Auseinandersetzung um das rechte Verständnis Jesu Christi spitzte sich zu einer Auseinandersetzung über Maria und die Bestimmung ihres Verhältnisses zu ihrem Sohne zu, und um die kirchliche Lehre zu formulieren, nahmen die Theologen und nahm das Konzil Aussagen über Maria und speziell über den Charakter ihrer Mutterschaft zu Hilfe. Der Zusammenhang tritt ebenso in der gegenwärtigen theologischen Diskussion hervor. Nicht von ungefähr sind, nachdem lange die Auferstehungsbotschaft und ihre Interpretation mit Vorrang das Interesse der Theologen beansprucht hatten, die Kindheitsberichte bei Matthäus und Lukas in den Vordergrund gerückt. In diesen Berichten aber bildet die Geburt Jesu aus Maria die entscheidende Kernaussage. Wie man zu dieser Geburt, d. h. zur Mutterschaft Mariens an Jesus steht und sie genauer bestimmt, das umschließt nicht nur

⁴) Übers. aus dem Osservatore Romano vom 10. März 1972. Inzwischen haben sich Kardinal Döpfner in einer Predigt vom 18. Juni und Kardinal Höffner in einer Predigt vom 27. Juli im Sinne der „Declaratio“ geäußert.

⁵) S. 83/84.

⁶) Vgl. die Besprechung des Werkes in: Regnum 4/1970, S. 189-191.

ein Urteil über Maria, sondern auch und zugleich ein Urteil über ihr Kind. Die Ablehnung einer jungfräulichen Mutterschaft bedeutete bisher zumeist auch die Leugnung der wahren Gottheit und der wahren Gottessohnschaft des Heilands.

Von daher leuchtet auf, welches Gewicht gerade heute dem Glaubensartikel „Geboren aus Maria der Jungfrau“ zukommt und warum Pater Kantenich dem Geheimnis der jungfräulichen Gottesmutterchaft zeit seines Lebens solche Aufmerksamkeit und Anstrengung zuwandte. Von diesem Artikel, seinem Verständnis, seiner Annahme oder Ablehnung hängt für die „Sache Jesu“, für seine Kirche und damit auch für die Menschheit und jeden Menschen, wann immer er leben mag, zu viel ab.

Nun ist freilich nicht zu übersehen und konnte auch gar nicht ausbleiben, daß die jungfräuliche Gottesmutterchaft Mariens nicht weniger kritisch befragt wird und zur Frage geworden ist als Jesus selbst — ein Tatbestand, der von neuem den engen Zusammenhang zwischen beiden sichtbar macht. Die Frage nach dem Wer Jesu wird zur Frage, wen Maria geboren hat und auf welche Weise sie ihn geboren hat: unter der „Kraft des Allerhöchsten“ und aus der „Überschattung durch den Hl. Geist“, unter Ausschluß eines Mannes, wie das Lukas-Evangelium sagt, oder nicht. Umso mehr haben wir Grund, uns mit den Aussagen Pater Kantenichs über die jungfräuliche Gottesmutterchaft Mariens so intensiv wie möglich zu befassen.

3. *Wirksame Motive*

Bevor wir aber mit dieser Aufgabe beginnen, sollten wir wenigstens kurz einen Blick auf einige der Motive werfen, die in den Einwänden gegen die Lehre der Kirche über Jesus Christus und die jungfräuliche Gottesmutterchaft Mariens wirksam sind, einmal deshalb, weil es gut ist, über diese Motive ein wenig im Bilde zu sein; sodann aber auch, weil diese Motive in den Aussagen Pater Kantenichs, wie wir sehen werden, eine Rolle spielen.

Von einem Motiv haben wir schon in unserem letzten Vortrag gesprochen. Es ist darin zu sehen, daß man der Entchristlichung der modernen Welt, die unbestreitbar ist, steuern und dem modernen Menschen Gestalt, Person und Botschaft Christi wieder nahebringen möchte, in einer Weise, daß er davon lebendig betroffen und zu einer christlichen Gestaltung seines Lebens angeregt wird. Der moderne Mensch aber ist der Mensch der exakten Naturwissenschaften und damit eines Weltbildes, das sich mit dem Weltbild der Bibel, vor allem insofern es Wunder als Durchbrechung der natürlichen Kausalzusammenhänge kennt, nicht mehr verträgt. Aus diesem Grunde wurde das Unternehmen der sogen. Entmythologisierung in Gang gebracht. Aus der mythologischen Darstellungsweise der Bibel soll auf dem Wege

der Entmythologisierung ein Jesus und eine Botschaft von Jesus bzw. über Jesus ermittelt werden, die der moderne Mensch annehmen kann. Wir wissen inzwischen, daß eine extreme Entmythologisierung dahin geraten ist, jede Möglichkeit eines Eingreifens eines überweltlichen persönlichen Gottes in den Gang der Welt und damit auch die Möglichkeit und Tatsächlichkeit der Menschwerdung einer göttlichen Person, wie die christliche Offenbarung sie kennt, als unvertretbar abzulehnen⁷. Die Frage nach dem Wer Jesu hat dabei eine Antwort gefunden: Es kann sich bei ihm nur um einen Menschen, wenn zwar auch einen von besonderem Rang und besonderer Wirkkraft handeln. Die Bedeutung, die dieser Mensch für seine Mitmenschen und die Nachwelt hat, beruht auf seinem Vorbild echter Humanität und stellt einen Appell zu ähnlich humanem Handeln dar.

Ein zweites Motiv dürfte in dem Bestreben gegeben sein, in Christus mehr den Menschen zu sehen, einen echten und darum einen vollen Menschen, einen Menschen, der nicht so sehr durch Ausnahmen gekennzeichnet ist, sondern in vollster Solidarität mit der Menschheit in Geschichte und Schicksal steht. In diesem Betonen des Menschen Jesus wirkt sich die Aufwertung des Menschen und des Menschseins in der Neuzeit aus, nicht zuletzt auch die Aufwertung der Ehe und des ehelichen Lebens. Gerade aber die Ehe und das eheliche Leben scheinen durch die Behauptung eines aus jungfräulicher Empfängnis und jungfräulicher Geburt hervorgegangenen Jesus abgewertet und herabgesetzt zu werden.

Ein spezielles Motiv kommt noch bei der Frage der jungfräulichen Gottesmutterschaft hinzu, dem man ziemlich häufig auch unter katholischen Theologen begegnet: Es ist eine Art Unvermögen, mit der Gottesmutter und im besonderen mit einer jungfräulichen Gottesmutter etwas anzufangen. Die jungfräuliche Gottesmutterschaft macht den Eindruck eines nicht-notwendigen Postulates, eines Faktums, das von keinem größeren Zusammenhang her begründet oder gefordert wäre und dessen Sinn darum nicht recht erkennbar ist.

B.

Die jungfräuliche Gottesmutterschaft Mariens nach Pater Kentenich

Wer sich mit den zahlreichen Äußerungen Pater Kentenichs auch nur ein wenig vertraut gemacht hat, kann sich bald überzeugen, daß er in der Frage

⁷) Vgl. die Predigt des prot. Pfarrers Dr. Schulz in der Hauptkirche St. Jacobi in Hamburg: Naturwissenschaftliche Erkenntnisse machten heute einen Glauben an Gott als Person unmöglich. Gott müsse heute verstanden werden als ein Prinzip, das sich im naturgesetzlichen Werden ebenso ereignet wie in der menschlichen Liebe. Rhein. Merkur vom 14. April 1972, S. 19.

der jungfräulichen Gottesmutterchaft Mariens ganz und gar auf dem Boden der kirchlichen Lehre steht. Er dürfte aber auch bemerken, daß Pater Kentenich es nicht mit einer bloßen Übernahme, Wiederholung und Rezipierung der kirchlichen Lehre bewenden ließ. Er suchte sie vielmehr für sich und seine Zuhörer näher zu erhellen, theologisch zu verarbeiten und pastoralpädagogisch auszuwerten, und dies in einer sehr gründlichen, sehr originellen Weise. Resümiert man diese seine Bemühungen, so gewinnt man den Eindruck, daß es ihm im Laufe der Jahre in seinen Überlegungen und Aussagen nicht allein um eine positive Darstellung dieses Glaubensgeheimnisses zu tun war, sondern daß er sie zugleich zu einer Antwort auf die Einwände und Schwierigkeiten zuspitzte und ausgestaltete, die wir vorhin knapp zu umreißen suchten. Das wird sich zeigen, wenn wir nun daran gehen, die Aussagen Pater Kentenichs über die jungfräuliche Gottesmutterchaft Mariens genauer in den Blick zu nehmen und vor uns auszubreiten. Wir treffen zunächst eine erste Feststellung:

I. Jungfräuliche Gottesmutterchaft Mariens bedeutet: Jesus, der Sohn Mariens, ist wahrer Gott.

In dieser Aussage gibt Pater Kentenich seine Antwort auf die Thesen jener Entmythologisierung, die in Jesus nicht mehr als einen Menschen zu sehen vermag. Während von dieser Entmythologisierung jedes Eingreifen eines transzendenten Gottes prinzipiell ausgeschlossen wird, hat sich für Pater Kentenich in der jungfräulichen Geburt Jesu aus Maria ein einzigartiger Einbruch der Transzendenz, der weltjenseitigen Wirklichkeit in Welt und Geschichte des Menschen ereignet, ein Einbruch, der unüberbietbar ist, weil es sich in ihm um nichts Geringeres als um die Menschwerdung des ewigen Sohnes des ewigen Vaters handelt. Nicht nur ein göttlicher, von Gott erfüllter Mensch ist von Maria geboren worden, sondern Gott selbst, jene Person der Dreieinheit, die wesentlich „der Sohn“ des Vaters und gleicher Gott mit dem Vater und dem Geiste ist.

Stehen die Aussagen Pater Kentenichs und der extremen Entmythologisierung in diesem zentralen Punkte einander diametral entgegen, so läßt ein Studium seiner einschlägigen Äußerungen erkennen, daß Pater Kentenich das Grundanliegen der Entmythologisierung, Person und Botschaft Jesu dem heutigen Menschen in einer Weise nahezubringen, daß er davon betroffen wird, durchaus begriffen hatte, es bejahte und teilte. Auch kann man feststellen, daß zwischen Pater Kentenich und der Entmythologisierung insofern eine gemeinsame Richtung des Denkens erkennbar ist, als auch er für den Vollzug des christlichen Lebens nicht so sehr auf ungewöhnliche Bekundungen Gottes, auf Wunder, sondern sehr entschieden auf die gewöhnliche innerweltliche Erfahrung Gottes im Sinne des Axioms, daß Gott durch die

geschöpflichen Zweitursachen wirkt, Wert und Nachdruck legte. Für ihn war es die normale Grundlinie des christlichen Lebens, Gott zu suchen, zu finden und zu lieben in den alltäglichen Gegebenheiten des menschlichen Lebens, in allen Begegnungen, Ereignissen und Umständen, wie sie der Alltag mit sich bringt. Das aber bedeutete für ihn nicht, daß der Mensch auf diese Weise der Gotteserfahrung eingeschränkt wäre bzw. daß Gott sich immer nur in dieser gewöhnlichen, durch die Geschöpfe vermittelten Weise dem Menschen kundtun und in den Gang der Geschichte eingreifen würde oder könne. Nein, gerade in Jesus, dem Sohne der Jungfrau, geschah ein Eingriff Gottes, der nicht auf der Linie der gewöhnlichen, vermittelten Weltregierung Gottes liegt — wenn auch hierbei selbstverständlich Geschöpfe als Werkzeuge in Dienst genommen werden —, sondern in dem Gott selber unmittelbar in der Welt anwesend und tätig wird. Dieser Tatbestand aber fand für Pater Kentenich seinen Ausdruck im Bekenntnis der jungfräulichen Gottesmutterchaft Mariens.

Zitieren wir zum Beleg einige Aussagen aus seinem Munde!

- Maria hat ihrem Sohn „alles gegeben und getan, was sonst eine Mutter tut. Aber trotzdem ist sie mehr als eine gewöhnliche Mutter; sie ist Gottes Gebärerin, Gebärerin einer göttlichen Person“ (Exerzitien über den marianischen Priester).
- „Die Gottesmutter schenkt ihrem göttlichen Kinde alles, was sonst eine Mutter ihrem Kinde schenkt. Was aber eine Mutter sonst ihrem Kinde nicht schenkt, das ist beim Heiland in einzigartiger Weise vom lieben Gott . . . Sie ist wirklich Gottes Mutter, weil der mütterliche Keim, den sie dem göttlichen Worte schenkt, sich mit diesem durch die hinzuerschaffene geistige Seele zu unlösbarer Personeneinheit verbindet . . .“ (ebda).

In diesem letzten Zitat deutet sich überdies an, daß Pater Kentenich die Lehre von der hypostatischen Union vertritt, wie sie sich in den ersten christlichen Jahrhunderten entfaltet hat und auf dem Konzil von Chalzedon 451 definiert wurde: daß die menschliche und die göttliche Natur Jesu in der göttlichen Person zur Einheit verbunden sind und die menschliche Natur keinen eigenen Selbststand hat, sondern von der Personalität des ewigen Wortes getragen wird.

In diesem Zusammenhang gilt es allerdings eine Klärung vorzunehmen, die vielleicht nicht unwichtig ist. Wenn wir konstatieren, daß für Pater Kentenich die wahre Göttlichkeit des Heilands in der Wahrheit und Formulierung von der jungfräulichen Gottesmutterchaft Mariens zum Ausdruck kommt, oder wenn wir in der Einleitung auf den engen Zusammenhang zwischen der

Frage nach dem Wer Jesu und der Lehre über die jungfräuliche Gottesmutterchaft Mariens hinwiesen, so will und kann das nicht heißen: *Weil* Maria den Heiland jungfräulich, d. h. ohne Zutun eines menschlichen Vaters empfangen und geboren hat, *deswegen* ist er wahrer Gott, wahrer Gottes Sohn. Dieser Schluß wäre ein Kurzschluß, und so lautet auch weder die Lehre der Kirche noch die Pater Kantenichs. Die jungfräuliche Empfängnis und Geburt des Heilandes durch Maria *bedeutet nicht mit metaphysischer Notwendigkeit*, daß ihr Kind der mit dem Vater wesensgleiche Gottessohn sein muß. Ebenso wenig würde eine Vaterschaft des hl. Josef am Heiland notwendig ausschließen, daß er in seinem Wesen Gott und Gottes Sohn ist. Die Sache verhält sich vielmehr so: Jesus ist nicht deswegen Gott, weil er von einer jungfräulichen Mutter geboren wurde; wohl aber blieb, wie wir noch sehen werden, Maria deswegen jungfräulich, weil sie den Sohn Gottes geboren hat. In einem anderen Gedankengang ausgedrückt können wir sagen: Die jungfräuliche Mutterchaft Mariens bildet keinen Beweis dafür, daß ihr Kind Gott ist und Gott sein muß. Worin ist dann aber die Bedeutung der jungfräulichen Gottesmutterchaft Mariens für diese Frage zu sehen? Darin, daß sie zugleich Bekenntnis zur echten Göttlichkeit und Gottessohnschaft Jesu Christi ist. Wenn die Kirche an die jungfräuliche Gottesmutterchaft glaubt, so glaubt sie darin auch an Jesus als Gott — nicht weil er es wegen der jungfräulichen Gottesmutterchaft Mariens sein muß, sondern weil er es ist.

II. Jungfräuliche Gottesmutterchaft Mariens bedeutet: Jesus ist wahrer Mensch.

In der Wahrheit von der jungfräulichen Gottesmutterchaft Mariens ist für Pater Kantenich nicht nur das Bekenntnis zur wesenhaften Göttlichkeit Jesu enthalten, sondern ebenso zu seinem wahren, unverkürzten Menschsein. Die jungfräuliche Gottesmutter Maria — so kann man diesen Sachverhalt auch formulieren — ist die Garantin für das wahre Menschsein ihres Sohnes. Liest man nach, was Pater Kantenich über diesen Aspekt der jungfräulichen Gottesmutterchaft gesagt hat, so macht man die — vielleicht unerwartete — Feststellung, daß seine Auslassungen zu diesem Punkte verhältnismäßig ausführlich und gewichtig sind, ja daß hier der Schwerpunkt seiner Aussagen über die jungfräuliche Gottesmutterchaft liegt. Das Entscheidende an Geheimnis und Vorgang der jungfräulichen Gottesmutterchaft ist in seinen Augen nicht einfach das Faktum, daß *Gott* auf der Erde erschienen, sondern daß er *Mensch* geworden ist. Intention und Ziel der Inkarnation „aus Maria der Jungfrau“ ist nicht schlechthin das Offenbarwerden und Eingreifen Gottes in der Welt, sondern die Menschwerdung des ewigen göttlichen Wortes. Durch die jungfräuliche Gottesmutterchaft Mariens ist

Gott Mensch geworden, um als wahrer Mensch etwas für den Menschen zu tun, sich für den Menschen zu engagieren, um dem menschlichen Leben und der menschlichen Geschichte eine neue, sonst nicht mögliche Qualität und Bestimmung zu geben. Diese Sinnrichtung der Inkarnation und der jungfräulichen Gottesmutterchaft Mariens vor allem gilt es zu erkennen, wenn man etwas von den umfassenden und konkreten Heilsplänen Gottes begreifen will, wie sie etwa im Brief an die Epheser ihren Niederschlag gefunden haben, daß Gott das All in Christus als dem Haupte zusammenfassen will (Eph 1, 10).

Wir brauchen es kaum eigens zu sagen, daß Pater Kentenich sich in dieser Sicht der jungfräulichen Gottesmutterchaft Mariens mit dem zweiten Motiv einläßt, von dem wir oben gesprochen haben: dem modernen Anliegen und Bemühen, den Menschen, wie es ihm zukommt, als Zentrum der Welt zu bewerten und zu berücksichtigen. Erstaunlich ist vielleicht, daß Pater Kentenich auf die Thematik, die wir damit berühren, schon verhältnismäßig früh eingegangen ist, so mit gewisser Ausführlichkeit auf der Pfingsttagung des Bundes im Jahre 1927 (9.-13. Juni). Er sagte damals zum Beispiel:

- „Das Entscheidende bei der Menschwerdung ist die *Menschwerdung Gottes*. Die zweite göttliche Person kommt herab, nimmt eine menschliche Natur an, nicht umgekehrt. Et *Verbum caro factum est!* Hier liegt das Entscheidende, weil schon durch die Menschwerdung Gottes objektiv die Erlösung angefangen hat . . .“
- „Ob dieses starke Hervorheben der Menschheit so gewollt ist? Ja. Warum? Wir wissen, daß der Vater seinen eingeborenen Sohn auf die Welt schickte; er wollte, daß der Heiland eine menschliche Natur annähme. Diese ist im wesentlichen dieselbe wie unsere Natur. Auch durch die hypostatische Union ist sie im wesentlichen nicht im geringsten geändert. Wohl hat sie graduell das höher, was uns infolge der menschlichen Natur zukommt . . .“

Von dieser Sicht der jungfräulichen Geburt Christi hängt in den Augen Pater Kentenichs nicht wenig ab. In der genannten Pfingsttagung macht er wie folgt darauf aufmerksam:

„Ich kann akzentuieren: Christus ist *Gottmensch* oder Christus ist *Gottmensch*. Im ersten Fall fasse ich ihn auf als Gott und lasse Mensch nur nachklingen. Im zweiten Falle steht die hl. Menschheit im Mittelpunkt des Interesses, die Gottheit ist selbstverständlich . . .“

Man spürt aus diesen Worten heraus, daß Pater Kentenich es nicht für unerheblich hält, wie in der Praxis des christlichen Lebens und der Kirche

der Akzent gesetzt wird. In der Gegenwart sieht die Situation in dieser Hinsicht für ihn so aus:

„Wie erfaßt das Volk den Heiland? Als *Gottmenschen*. Das heißt konkret: Für das Volk ist der Heiland die letzte Instanz. Alles, was wir aus den Dogmen von Gott wissen, ist einseitig auf Christus konzentriert. Wenn wir das wirkliche Leben befragen, dann bekommen wir die Antwort: Die Volksfrömmigkeit ist christozentrisch, nicht theozentrisch eingestellt. Das Volk bleibt bei Christus, geht nicht zum Vater. Ob das recht ist? . . .“

Wie ist es zu dieser Akzentverschiebung im Christusbild gekommen? Pater Kentenich führt sie in einer gerafften Übersicht über die Entwicklung der Frömmigkeit in der Geschichte der Kirche auf den Arianismus, seinen Angriff und seine Abwehr zurück. Der Arianismus hat der Kirche einen gewaltigen Schock versetzt. Pater Kentenich drückt es so aus: „Wir ahnen gar nicht, wie die ganze Kirche damals erbebte“, weil der Arianismus die Gottheit Christi leugnete und mit seiner Lehre eine Ausbreitung erlangte, daß es auf einmal mehr arianische Bischöfe als rechtgläubige gab. Die Reaktion der Kirche auf den Arianismus wirkte durch die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag nach: „Es ist begreiflich, daß instinktiv von der Kirche ein Gegengewicht gesucht und von allen Seiten geschaffen wurde. Man vermutete leicht bei allen verdächtigen Ausdrucksformen ein Hinneigen zum Arianismus.“⁸

Diese Umakzentuierung in der Praxis der christlichen Frömmigkeit — nicht in der Lehre! — zeitigte nach Pater Kentenich eine schwerwiegende Folge: Die einzigartige Solidarität Jesu Christi mit der Menschheit, die Sinnrichtung, Ziel und Resultat der Inkarnation aus Maria der Jungfrau war, schwand immer mehr aus dem christlichen Bewußtsein und wirkte sich in der Praxis von Kirche und Christen immer weniger aus, und dies nach Pater Kentenich vor allem in drei Punkten:

- Weil man im Heiland vornehmlich Gott erblickte, sah man in ihm nicht mehr so sehr den Mittler und Weg zum Vater, den Hohenpriester, der auf unserer Seite steht, um für uns einzutreten. Daraus ergab sich, daß der Mensch mit seiner Sündenlast und seinem Schuldbewußtsein mehr oder weniger allein vor Gott stand. Das zog mit der Zeit den Verlust des Kindesvertrauens, der Freude und schließlich der christlichen Freiheit nach sich. Statt dessen breitete sich unter den Christen ein ängstlicher, freudloser und unfrei-zwanghafter Aszетismus und Moralismus

⁸) Vgl. dazu die in ähnlicher Richtung gehenden Beobachtungen Albert Mirgellers in seinem Buch „Kritischer Rückblick auf das abendländische Christentum“, Freiburg 1969 (Herder-Bücherei 329), S. 52-54.

aus, der mit seiner Schuld und Begrenztheit alleine fertig werden zu müssen meinte, aber natürlich nie wirklich fertig wurde.

- Weil man den Menschen Jesus nicht genügend im Blick hatte, kam seine Sendung und Stellung als Haupt des mystischen Leibes und der ganzen Schöpfung in ihrer großartigen, umfassenden Bedeutung immer weniger zur Geltung. Denn Haupt ist Jesus Christus nach jeder der genannten Richtungen, insofern er *Gottmensch*, nicht nur insofern er *Gott* ist. Die gemeinschaft- und einheitstiftende Funktion Jesu wurde nicht mehr hinreichend gesehen und von den Gliedern des Leibes Christi in Mitverantwortung als Aufgabe übernommen.
- Damit entschwand zugleich aus dem Lebensgefühl und aus dem praktischen Vollzug der Lebensgestaltung der Christen wie der Kirche die Wahrheit von Jesus Christus als dem neuen Adam, dem Stammvater des erneuerten Menschengeschlechtes, der „Neuen Schöpfung“. Damit aber trat das eigentliche Anliegen der Menschwerdung und Erlösung, der die ganze Welt umgreifende Heilsplan des Vaters und seine Ausführung in den Hintergrund. Die Christen sahen nicht mehr ihre auf die ganze Menschheit, die ganze Welt, die ganze Geschichte gerichtete Aufgabe. Eben das aber ist in den Augen Pater Kentenichs bedeutsam: Der göttliche Heilsplan und das göttliche Heilswerk in seiner umfassenden Ganzheit, wie sie vor allem in den Briefen des hl. Paulus — Epheser, Kolosser — gezeichnet ist. Christus ist dieser neue Adam als der *Gottmensch*: Die aus der Jungfrau Maria angenommene Menschennatur bringt ihn in die Solidarität mit der geschichtlichen Menschheit und läßt ihn zugleich die Spitze und das Haupt, den „Flügelmann“, wie Pater Kentenich ihn auf der Pfingsttagung einmal nennt, der neuen Menschheit sein.

Von diesem Punkte unserer Darlegung aus fällt es nicht schwer, einen dritten Aspekt, den Pater Kentenich als wesentlich an der jungfräulichen Gottesmutterschaft herausgearbeitet hat, ins Auge zu fassen.

III. *Jungfräuliche Gottesmutterschaft Mariens bedeutet: Maria ist die „einzigartige würdige bräutliche Dauergefährtin und Dauergehilfin Christi, des Hauptes der ganzen Schöpfung, bei seinem gesamten Erlösungswerk“.*

Mit dieser Formel faßte Pater Kentenich bekanntlich in den Exerzitien über den marianischen Priester 1941 seine originelle Schau vom sogen. „Personalcharakter“ der Gottesmutter zusammen. Im Blick auf unsere jetzige Fragestellung können wir von dieser Formel sagen: Sie macht den Grund deutlich, warum die Mutterschaft Mariens am Gottmenschen jungfräuliche Mutter-

schaft war und, wenn wir den Gedankengang Pater Kentenichs mitvollziehen können, jungfräuliche Mutterschaft sein mußte.

Pater Kentenich bringt mit dieser Formel zunächst einmal zum Ausdruck, daß die jungfräuliche Gottesmutterschaft Mariens in eine umfassende Brautschchaft gegenüber dem Heiland gleichsam eingebettet ist. Anders gesagt: Die jungfräuliche Gottesmutterschaft ist gerade als *jungfräuliche* Gottesmutterschaft zu verstehen aus dem Brautverhältnis, das von Maria zu Jesus besteht.

Diese Sicht der Gottesmutter liegt auf der Linie der Eva-Maria-Parallele, die sich in der kirchlichen Lehrtradition als Integration der Adam-Christus-Parallele bei Paulus seit Justin dem Märtyrer (Mitte des 2. Jahrhunderts) herauszubilden begann. Danach steht neben Christus als dem „neuen Adam“ seine Mutter als die „neue Eva“ und ist als Mutter zugleich seine Braut. In den Exerzitien über den marianischen Priester heißt hierzu ein Text:

„So steht denn also auch die Gottesmutter vor uns: von Ewigkeit her hineingezogen in den Ratschluß, der die Menschwerdung des Sohnes Gottes bewirkte. Und Maria war von Anfang an gedacht und geschaffen als Genossin und Gehilfin Christi. Vom ersten Augenblick ihrer Zeugung an steht sie da als die dem Ewigen Worte angetraute Braut, genau so wie Eva die Gehilfin und Braut Adams war.“

Es handelt sich dabei um eine Brautschaft im wahren Sinne, weil sie auf einer wahren Vermählung beruht. Die Vermählung kann nach Pater Kentenich „in keinem anderen Augenblick stattgefunden haben als in dem Augenblick der Unbefleckten Empfängnis. Da findet eine göttliche, eigenartig tiefgreifende Vermählung statt.“ Genauerhin ereignet sich im Augenblick der unbefleckten Empfängnis Mariens das „matrimonium ratum“, der Eheschluß, der zum „matrimonium consummatum“, zur vollendeten Vermählung wird „bei der Verkündigung. Im Augenblick der Zeugung des Verbum Incarnatum hat die Gottesmutter freigewählt und freigewollt den mütterlichen fleischlichen Keim angeboten, und das Verbum Divinum hat sich herabgelassen, sich eingesenkt in diesen Keim. Von wem hat denn nun der Sohn Gottes diesen mütterlichen Keim geholt? Von Maria, aus dem mütterlichen Schoß der Gottesmutter. Hier ist also eine Vollendung der Ehe gefeiert worden. *Das Verbum Divinum und die Gottesmutter haben miteinander den Gottmenschen gezeugt*“ (Hervorhebung vom Autor).

Aus diesem für Person und Existenz Mariens grundlegenden Datum folgert Pater Kentenich weiter: Diese Brautschaft erfordert und umschließt Jungfräulichkeit im echten, vollen und überragenden Sinne, d. h. sie schließt die Zugehörigkeit zu einem menschlichen Partner im Sinne der Ehe aus. Der bräutliche Dienst, wie wir ihn mit Pater Kentenich beschrieben haben, be-

wirkte eine ungemein tiefe, einmalige Verbundenheit der Gottesmutter mit dem Heiland (und zur Heiligsten Dreifaltigkeit, die aber in unserem Zusammenhang unberücksichtigt bleiben kann). Dazu führt Pater Kentenich in Fortsetzung des eben zitierten Textes aus:

„Wie tief muß nun die menschliche Persönlichkeit, die so freigewählt und freigewollt den mütterlichen Keim angeboten, womit sich das Verbum Divinum vereinigt hat, mit dem Verbum Divinum verbunden sein!“

Wenige Sätze später versucht er die Eigenart und Dichte der Verbundenheit der Gottesmutter mit dem Heiland unter Zuhilfenahme von üblichen theologischen Fachausdrücken wie „unio iuridica, unio quasi-physica, unio quasi-hypostatica“ näher zu bestimmen. Wenn er sich dabei am ehesten für die Verwendung des Begriffes „unio quasi-hypostatica“ entscheiden möchte, so weiß er, daß der Ausdruck gewagt und im Grunde nur ein Flickwort ist. Was soll damit gesagt sein? „Die Vereinigung ist so eng, wie sie zwischen einer geschöpflichen Persönlichkeit und dem Verbum Divinum nur möglich ist.“ Zusammenfassend kann man sagen: Die Gottesmutter war durch ihre ewige Bestimmung zur Braut des göttlichen Wortes, durch ihr in der Unbefleckten Empfängnis begonnenes Braut-Sein und schließlich durch ihren freigewollten mütterlichen Brautdienst so sehr auf das ewige Wort hingeeordnet, daß ihr ganzes Wesen gleichsam zu ihm hinströmte und sie ihm ganz und gar zu eigen gehörte.

Zu dieser in den Heilsplänen Gottes vorgesehenen Brautschaft und Jungfräulichkeit hat Maria in freier Entscheidung ihr Jawort gesprochen. Daher ist sie jungfräuliche Gottesmutter auch aus eigenem freien Entschluß und hat, wie die Kirche und mit ihr Pater Kentenich lehrt, ihr Leben nach jeder Richtung hin in vollkommener und sich immer mehr vervollkommnender Jungfräulichkeit gestaltet. Sie war Jungfrau dem Leibe, der Seele, dem Gemüte nach; Jungfrau vor, in und nach der Geburt des Heilands.

In Übereinstimmung damit legte Pater Kentenich die Frage Marias bei Lukas 1, 34: „Wie wird das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ zeit seines Lebens als Bekenntnis zu einem gottgehörigen Leben im Sinne der Jungfräulichkeit aus. Die Entscheidung zur Jungfräulichkeit und das Festhalten an dieser Entscheidung war in der Auffassung Pater Kentenichs sogar eine notwendige Voraussetzung für die Menschwerdung des ewigen Wortes. Das soll besagen: Ohne Entscheidung zur Jungfräulichkeit wäre Maria nach den Plänen des Vätergottes nicht Gottesmutter geworden. Lassen wir es uns von Pater Kentenich selber sagen.

„Wenn wir die Bedeutung der Jungfräulichkeit ermessen, sowohl für die Gottesmutter wie auch für das Christentum, dann müssen wir

gleicherweise sagen: Auch als die Gottesmutter die Frage stellte: „Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“, müssen Himmel und Erde den Atem angehalten haben, denn die Jungfräulichkeit war ein wesentliches Kriterium der Gottesmutterchaft. Jungfrau mußte sie sein und bleiben wollen . . .“

Das die Verkündigungsszene abschließende Wort Marias: „Siehe ich bin die Magd des Herrn“ wird darum für Pater Kantenich in seinem vollen Sinne verstanden, wenn man es als freie Entscheidung nicht nur einfach zu dem von Gott angetragenen Mutterdienst, sondern zu immerwährender Braut-, Gefährtinnen- und Gehilfennschaft versteht, die ohne Bekenntnis zur Jungfräulichkeit und ohne gelebte Jungfräulichkeit nicht gedacht werden kann.

C.

Resultat

Unsere Überlegungen sollten nicht nur der Darstellung der Aussagen Pater Kantenichs über die jungfräuliche Gottesmutterchaft Mariens gelten; sie wollten auch deren Aktualität verdeutlichen. Worin könnte diese Aktualität, knapp zusammengefaßt, zu sehen sein?

1. Gegenüber einer sich auch innerhalb der katholischen Kirche offen oder schleichend verbreitenden Verneinung der jungfräulichen Gottesmutterchaft Mariens als einer Realitätsaussage hält Pater Kantenich mit großer Klarheit und Bestimmtheit an der jungfräulichen Gottesmutterchaft Mariens fest. Sie ist für ihn zugleich Bekenntnis der wahren Göttlichkeit, der wahren Gottessohnschaft des Kindes, das sie empfangen und geboren hat.

2. Pater Kantenich begnügt sich bei seinem Zeugnis für die jungfräuliche Gottesmutterchaft Mariens nicht mit einer bloßen und sterilen Wiederholung der kirchlichen Lehre, sondern arbeitet seinerseits an der erneuten Erhellung dieser Wahrheit im Lichte der Anliegen und Fragestellungen der Gegenwart. Dabei trägt er vor allem dem Anliegen um stärkere Berücksichtigung des Menschseins Jesu Rechnung, indem er die *Menschwerdung* des ewigen Wortes als Sinn und Ziel der Inkarnation und damit der jungfräulichen Gottesmutterchaft Mariens herausstellt. Darin drückt sich aus, daß Pater Kantenich die Zeit für gekommen hält, gegenüber einer einseitigen und fast isolierten Betonung der göttlichen Erstursache, wie sie gerade in der katholischen Theologie in Deutschland vorherrschend geworden war, die menschlichen — und überhaupt die geschöpflichen — Zweitursachen in der ihnen von Gott zugewiesenen Stellung und Funktion zu erkennen und zu bewerten. Das bedeutet nicht zuletzt ihre Berücksichtigung in der Gestaltung des christlichen Lebens.

3. Unter den menschlichen Zweitursachen, deren Stellung und Funktion nach Pater Kantenich mehr als bisher erkannt und anerkannt werden muß, steht neben der Menschheit des ewigen Wortes die Person seiner Mutter, von der er Fleisch angenommen hat. Jungfräuliche Gottesmutterchaft besagt in dieser Hinsicht, daß Maria für die Menschwerdung des ewigen Wortes nicht einfach von Gott „benützt“ wurde, sondern sich auf Gottes Anfrage und Angebot hin frei für diesen Dienst im Rahmen des Erlösungswerkes entschied. Dieser Dienst war auch nicht ein isoliertes Geschehen; er ist für Pater Kantenich zu begreifen aus dem Zusammenhang der umfassenden Erwählung und Bestimmung Marias zur Braut des Erlösers, zur neuen Eva an der Seite des neuen Adam. Solche Schau der jungfräulichen Gottesmutterchaft bringt schließlich das Erlösungswerk Christi in seiner göttlichen Gesamtplanung vor Augen: daß es in ihm nicht allein um Sühne und Wiedergutmachung geht, sondern um die „Neue Schöpfung“. Kein Geschöpf aber repräsentiert die „Neue Schöpfung“ so wie Maria. Nicht nur das! Als bräutliche Dauergefährtin und Dauergehilfin Christi steht sie für die Wahrheit, daß die „Neue Schöpfung“ nach der göttlichen Heilsökonomie nicht werden soll ohne die Mitverantwortung und Mitwirkung menschlicher Werkzeuge, die sich frei zur Verfügung stellen.

Endlich zeigt die Schau der jungfräulichen Gottesmutterchaft Mariens als Brautschaft zum menschengewordenen Sohn des ewigen Vaters, daß hierbei keine Minderbewertung oder gar Mißachtung der menschlichen und sakramentalen Ehe vorliegt, handelt es sich bei dem Verhältnis Marias zum Heiland für Pater Kantenich doch um eine echte Ehe, um eine Ehe im Sinne des 5. Kapitels des Epheser-Briefes. Das Eheverhältnis, das Paulus dort von der Beziehung zwischen Christus und der Kirche aufweist, ist zu allererst und zumeist zwischen dem Heiland und seiner Mutter-Braut verwirklicht. Wenn aber das Verhältnis Christus-Kirche das Idealbild für das Verhältnis von Mann und Frau in der Ehe ist, dann gilt das gleichermaßen von dem Verhältnis Jesus-Maria. Die jungfräuliche Gottesmutterchaft verstanden als Brautschaft ist demnach weit davon entfernt, eine Diskreditierung der Ehe darzustellen; sie hebt im Gegenteil die Ehe unter Menschen in ein neues Licht, offenbart ihren tiefsten Sinn und verleiht ihr einen Glanz, den sie aus sich selbst allein nicht erlangen könnte.

„Neue Gesellschaftsordnung“ bei Pater Josef Kentenich

Von Franz Lüttgen

Wie jedes Lebensgebilde entwickelt sich auch die Schönstattfamilie in Kreisen oder — besser gesagt — in Spiralen. Die ganze Schönstattgeschichte kreist um das Liebesbündnis, das Pater Kentenich im Jahre 1914 stellvertretend für alle kommenden Generationen mit Maria geschlossen hat. Im Laufe der Schönstattgeschichte kann man verfolgen, wie jeweils nach einer Reihe von Jahren ein neuer Gesichtspunkt im Vordergrund des Interesses steht, der dem originellen Schönstätter Liebesbündnis neue Dimensionen vermittelt. So scheint es, wie erste Ansätze in Chile und unter deutschen Studenten zeigen, neuerdings die „neue Gesellschaftsordnung“ zu sein, die uns bisher nicht gekannte Dimensionen des Liebesbündnisses aufzuschließen vermag.

Aber auch Pater Kentenich selbst hat in den letzten Jahren seines Lebens zunehmend von der neuen christlichen Gesellschaftsordnung als der letzten Zielbestimmung seines Werkes gesprochen. Auch wenn er dabei den Eindruck gewann, daß er von vielen nicht verstanden wurde, so wußte er doch, daß spätere Generationen leichteren Zugang zu seinen Gedanken haben würden. Es stellt sich nun die Frage: Wie steht es um das Verhältnis dieser Zielbestimmung zu der sog. dreifachen Zielgestalt Schönstatts, wie Pater Kentenich sie in der geläufigen Formulierung vom „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“, von der „Rettung der heilsgeschichtlichen Sendung des Abendlandes“ und vom „Apostolischen Weltverband“ proklamiert hat? Darauf soll nachstehend auf der Grundlage von Aussagen Pater Kentenichs eine Antwort versucht werden, und zwar auf folgendem Wege: Zunächst soll ein Überblick darüber gegeben werden, wie Pater Kentenich zu verschiedenen Zeiten die Sendung Schönstatts umschrieben hat und was er unter dem Begriff „neueste Zeit“ versteht. Dann sollen die eben genannten drei Zielsetzungen Schönstatts näher dargelegt werden. Im Anschluß daran wird die Frage erörtert werden, inwiefern man die „neue Gesellschaftsordnung“ als die Formulierung der allerletzten Zielgestalt des Schönstattwerkes anzusprechen berechtigt ist. Wenn dabei die Verwirklichung dieses Ziels in eine ferne Zukunft verlegt scheint, so bleibt für die Gegenwart doch sehr viel auf dieses Ziel hin zu tun.

1. Überblick über die Formulierungen Pater Kentenichs für die Sendung Schönstatts

Das Zielbild, das Pater Kentenich immer vor Augen schwebte, hat er einmal umschrieben als die „Erneuerung der ganzen Welt“ (am 25. 8. 67). Eine universalere Zielsetzung kann man sich kaum vorstellen. Es läßt sich im einzelnen nachweisen, wie diese Zielsetzung von Anfang an in Schönstatt maßgebend war, beispielsweise an der „Parallele Ingolstadt-Schönstatt“. Von folgender Formulierung sagt Pater Kentenich, sie sei „stets im Kern dieselbe geblieben“: „Als auserlesenes Werk und Werkzeug in der Hand unserer Dreimal Wunderbaren Mutter und Königin von Schönstatt – d. h. insofern sie in unserem Heiligtum ihren Thron aufgeschlagen hat und von hier aus eine Welterneuerungsbewegung ins Leben rufen und leiten will – wollen wir uns restlos und rastlos für die religiös-sittliche Welterneuerung von Schönstatt aus einsetzen“ (Studie 1952/53, 190).

Anhand dieser Formulierung geht Pater Kentenich die Schönstattgeschichte durch: „Man erinnere sich an die damalige Zeit (1912-1922), die stark ethisch eingestellt war, und verstehe, weshalb so betont die Rede von religiös-sittlicher Welterneuerung ist. Die folgende Epoche mit dem Aufblühen der Jugendbewegung und liturgischer Strömung, die die ganze übernatürliche Wirklichkeit der Gotteskindschaft und Christusgliedschaft neu aufbrechen sah und eroberte, ließ uns unter solchem Einfluß von der ‚marianischen Christusgestaltung der Welt von Schönstatt aus‘ sprechen. Die Nazizeit mit ihrem Mythos- und Reichsgedanken schenkte uns die Idee des Schönstattreiches und die Redewendung ‚Schönstattgeheimnis‘. Die folgenden Jahre mit dem Vorwärtsdrängen des Kollektivismus und seiner Zukunftsschau gaben unserer Zielsetzung die Form der Schönstattvision. ‚Auserlesenes Werk und Werkzeug in der Hand der Dreimal Wunderbaren Mutter‘ blieb unverändert, wie der Mittelpunkt eines Kreises“ (ebd.).

Im Jahre 1953 formulierte Pater Kentenich die Sendung Schönstatts folgendermaßen: „Heute nennen wir Schönstatt auserlesenes Werk und Werkzeug in der Hand der Dreimal Wunderbaren Mutter, um Welt und Kirche im Namen und Rahmen der Kirche in gottgefälliger Weise ans andere Ufer zu bringen und dort verankern zu helfen. Damit greifen wir die augenblicklichen inner- und außerkirchlichen Strömungen auf, lassen uns von ihnen tragen und tragen sie, ohne uns jedoch im Grunde zu verleugnen und zu verlieren und wegschwemmen zu lassen; bleiben auf diese Weise wach, aufnahmefähig und beweglich, bleiben kampfesfroh und siegesgewiß“ (ebd.).

Ist eine solch universale Zielsetzung nicht das Wunschbild eines Schwarmgeistes? Pater Kentenich machte nicht den Eindruck eines Schwärmers. Dafür

hatte er einen viel zu klaren Blick für das praktische Leben und seine Realitäten. Das Besondere an seiner Person scheint gerade darin zu liegen, daß er beides, die universale Zielsetzung und das Alltagsleben, zu verbinden wußte. Er war sich sehr darüber im klaren, daß jeder Universalismus die Gefahr des Nihilismus in sich birgt. Dazu stellt er folgende Überlegung an: „Solch universelle Weite ist nur gefahrlos möglich, weil in unserem System die Synthese aller bewährten geistigen Arten auf einer höheren Ebene eine eigenartige Neuschöpfung darstellt, deren Originalität und Fülle nicht ohne weiteres jedermann ersichtlich ist, und weil diese Neuschöpfung eine organisch einseitige Konkretisierung erhalten hat durch das Schönstattgeheimnis, das den Universalismus vor der Gefahr des Nihilismus wirksam bewahrt“ (Studie 1949, 60). Die erste Begründung, daß Schönstatts Geistigkeit eine Synthese und Neuschöpfung aller bewährten geistigen Arten sei, kann hier nicht näher untersucht werden — dazu wären eingehende Studien notwendig. Die zweite Begründung ist der Hinweis auf das ganz konkrete und sich im Alltag konkretisierende Schönstätter Liebesbündnis.

2. Die neueste Zeit

Pater Kentenich sprach oft von der gegenwärtigen Zeitenwende und bezeichnete sie in den Priesterexerzitien 1966 als die tiefgreifendste Zäsur der Geschichte. Viele Historiker vergleichen unsere Gegenwart mit Altertum, Mittelalter und Neuzeit und sprechen — aus Mangel an einem besseren Ausdruck — von der „neuesten Zeit“. Dabei wird als Datum für die epochale Wende die Zeit des Ersten Weltkriegs angegeben. Daß Pater Kentenich schon 1914 diese Umbruchsituation spürte, zeigt der kurze Satz im Vortrag vom 18. Oktober: „Mit Riesenschritten eine neue Zeit.“

Vierzig Jahre später schrieb er dazu: „Ich weiß nicht, ob Du Dir bewußt bist, daß mit Beginn des Ersten Weltkriegs, August 1914, die neueste Zeit, die sich schon lange stürmisch angemeldet hatte, hemmungslos aufgebrochen ist und seitdem mit unwiderstehlicher Gewalt an der bestehenden christlichen Welt- und Gesellschaftsordnung rüttelt“ *Regnum*, 1970, 87.

Für Pater Kentenich war es ein bemerkenswerter Schachzug der göttlichen Vorsehung, daß Schönstatt um ebendiese Zeit ins Leben trat: „Es war gerade noch im rechten Moment. Später hätte Schönstatt nicht entstehen können. Die wachsende Wurzellosigkeit und das ohrenbetäubende Geräusch der in ödem Gleichschritt marschierenden Masse und die sich wirbelartig mehrende Heimatlosigkeit der folgenden Jahre hätten seine Triebkräfte sich nicht ansetzen und noch viel weniger sich entwickeln lassen. Und früher wäre die Zeit noch nicht fähig gewesen, die göttliche Planung genügend klar und deutlich zu entschleiern und die notwendigen Formkräfte zur Verfügung zu stellen. So ist Schönstatt von Anfang an ein legitimes Kind der neuesten Zeitepoche“ (ebd.). „So steht Schönstatt am Anfang der

neuesten Zeit- und Weltgeschichte. Beide fallen im Beginn zusammen, beide laufen parallel miteinander alle Jahre ihrer Entwicklung bis auf den heutigen Tag. Beide bedingen einander, beide fordern und fördern einander; vermutlich hängen sie schicksalhaft zusammen bis zum Ende der Zeiten" (Krise um Regierungsformen 1961).

Einerseits hat Pater Kentenich „bei seiner zeitgemäßen konsequenten Einstellung Wissen und Erfahrung von Jahrtausenden . . . zusammengefaßt" (Studie 1949, 86), andererseits suchte er von Anfang an den Erfordernissen der neuesten Zeit Rechnung zu tragen. In diesem Zusammenhang wird das Bild vom neuesten Zeiteufer verständlich: „Die heutige Kultur schwankt zwischen zwei Ufern hin und her. Das alte Ufer hat sie verlassen, es entschwindet immer mehr unseren Blicken. Es gibt aber viele Führer- und Gefolgschaftskreise, die es krampfhaft festhalten möchten. Am neuen Ufer sind wir noch nicht gelandet. Deshalb soviel Unklarheit und Unsicherheit allüberall" (a.a.O. 104).

Es sei noch kurz auf den Begriff „universelle neue göttliche Initiative" hingewiesen. Die Sendung, die einem heiligen Benedikt, Franziskus oder Ignatius von Gott aufgetragen war, wobei es sich jeweils „um ein Teilziel des christlichen Lebens handelte, das in Erschütterung geraten war und zurückerobert werden sollte" (Studie 1964, 135), sieht Pater Kentenich als partielle neue göttliche Initiativen an. Die Sendung Schönstatts sieht er in weiteren Dimensionen: „Bei Schönstatt sind diese engezogenen Grenzen von Anbeginn gesprengt worden. Es ist ja in eine Zeit hineingesetzt, die schlechthin auf dem Wege ist, alle Lebensbänder in der Natur- und Gnadenordnung in Erschütterung zu bringen und zu zerschlagen. Auf diesem Hintergrund betrachtet wird einsichtig, weshalb es vermeint, eine besondere Sendung im Sinne einer universellen neuen göttlichen Initiative erhalten zu haben. Von hier aus werden die . . . weltweiten Zielgestalten durchsichtig" (ebd.).

So hat Pater Kentenich „von Anfang an . . . die kommende Entwicklung vorweggenommen und sich am Endstadium orientiert" (Glossen 1962, 9). Deshalb kann er sagen: „Wegen der Gleichheit der Ideale verbindet eine geheime Sympathie Schönstatt mit der Zeit, erklärt seine Aktualität und Stoßkraft und bürgt für seine künftige Fruchtbarkeit. Wir haben die Zeit immer nicht nur als Zusammenbruch aufgefaßt, sondern auch als Aufbruch, nicht nur als Katastrophe und Ende, sondern auch als Übergang zu einer neuen Welt mit neuen Wachstumsgesetzen, als Anfang zu einem hellen neuen Morgenrot, zu einer neuen Zeit, zu neuen Siegen der Braut Christi, seiner Kirche. Alles Gären und Brodeln deuteten wir als Gestaltwandel des Gottesreiches hier auf Erden" (Studie 1949, 44).

3. *Der neue Mensch in der neuen Gemeinschaft*

Pater Kentenich sah seine universale Zielsetzung immer im Zusammenhang mit konkreten Aufgaben. So gliederte sie sich mit der Zeit in drei Teilziele auf, zu einer „dreigliedrigen gigantischen Zielsetzung“ (Glossen 1962, 9). Es handelt sich dabei „um das Ideal des neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft in vollkommen gewandelter Zeit, um das Ideal der Rückeroberung der heilsgeschichtlichen Sendung des Abendlandes . . ., um das Ideal des föderativ aufgebauten Apostolischen Weltverbandes“ (a.a.O. 5).

Vom ersten Teilziel sagt Pater Kentenich, soweit sein Bewußtsein reichte, sei ihm das als Lebensaufgabe klar gewesen: einen neuen Menschen in einer neuen Gemeinschaft mit universellem apostolischem Gepräge zu bilden. Es ist „der neue, der geistbeseelte, innerlich freie und starke Mensch in der neuen, innerlich gebundenen Gemeinschaft“ (Studie 1954, 69). Wie schon dieser letzte Satz nahelegt, ist die Geschichte dieses Ideals wesentlich verbunden mit den Lebensvorgängen der sog. Vorgründungs- und der Gründungsurkunde von 1912 und 1914. Pater Kentenich beschreibt das selbst folgendermaßen:

„Du kennst die Geschichte des Ideals vom neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft. Du weißt, daß es fast wie eine eingeborene Idee von Kindheit an in mir lebte und daß ich es allezeit mit Hilfe der Gottesmutter bei mir und anderen verwirklichen wollte . . . Deshalb verstehst Du auch, weshalb die Vorgründungsurkunde mit souveräner Ruhe und majestätischer Sicherheit in wenigen Worten ein umfassendes Erziehungsprogramm entwirft, an dem die Stürme der Zeit bisher nicht im geringsten rütteln konnten: ‚Unter dem Schutze Mariens wollen wir lernen, uns selbst zu erziehen zu festen, freien, priesterlichen Charakteren.‘ . . . Stellt die Vorgründungsurkunde den freien und starken Menschen, in Gemeinschaft gepflegt, . . . unter den Schutz der Gottesmutter, so verbindet die Gründungsurkunde dieses hohe Ziel mit dem Liebesbündnis“ (a.a.O. 70f).

„Der neue Mensch“ als „ein Hauptanliegen der heutigen Menschheit“ (Oktoberbrief 1948, 47) ist somit auch ein Hauptanliegen Schönstatts und hat — in Verbindung mit dem Liebesbündnis — ein ganzes Erziehungssystem hervorgebracht. Man denke nur an die Lehre vom Persönlichen Ideal oder an das Leben in den verschiedensten Gliederungen Schönstatts.

Das Erziehungssystem Schönstatts und die pädagogische Arbeit Pater Kentenichs muß gesehen werden auf dem Hintergrund „einer universellen Lebenskrise . . ., die alle natürlichen und übernatürlichen Bindungen auflöst, die Individuum und Gemeinschaft wurzel- und heimatlos und zum Spiel entfesselter Mächte macht, die die alte Gesellschaftsordnung umstürzen

möchten, um auf ihren Trümmern eine Neuordnung aufzurichten“ (Krise um Regierungsformen 1961, 51). „Große neue Ziele verlangen entsprechende Mittel. Neue Lebensformen verlangen neue Lebensformungen, neue Lebensideale einen neuen Lebenswillen. Von dieser Erkenntnis getragen, haben wir von Anfang an nichts anderes sein wollen als eine ausgesprochene Erziehungs- und Apostolatsbewegung, hin zu dem einen großen Ziel, haben versucht, eine Erziehungsweise zu finden, die fähig ist, neue Menschen in einer neuen Gemeinschaft für die neue Zeit zu schaffen“ (Studie 1949, 45).

Die Zeitsendung, die dabei die Schönstätter Säkularinstitute zu spielen haben, sah Pater Kentenich im Jahre 1954 so hoch an, daß er von „drei Bergespitzen“ sprach, die Schönstatt zu verwirklichen habe, und er meinte damit erstens den neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft, zweitens die Schönstätter Säkularinstitute und drittens „die zeitgemäße Verwirklichung von Pallottis Idee vom Apostolatus Catholicus“ (Studie 1954, 69; 88; vgl. den in diesem Zusammenhang geschriebenen Aufsatz „Säkularität als Sein“ in *Regnum* 2/1972, 68-74.)

Kurz vor seinem Tode konstatierte Pater Kentenich: „Historisch betrachtet wissen wir, daß Schönstatt sich bisher erschöpft hat in der Verwirklichung der ersten großen Zielsetzung“ (2. Vortrag vom 4. 9. 67 in Oberkirch/Baden).

4. *Die Rettung der heilsgeschichtlichen Sendung des Abendlandes*

Während die erste Zielsetzung Schönstatts von Anfang an die pädagogische Fähigkeit Pater Kentenichs beansprucht hat und während die Sendung des Apostolischen Weltverbandes durch langjährige Auseinandersetzungen näher geklärt werden konnte, blieb die zweite Zielsetzung Schönstatts weiterhin unbekannt. Erst von 1960 etwa an stellte Pater Kentenich die „Abendlandsendung“ als zweite Zielgestalt Schönstatts deutlicher heraus. Was er damit kommenden Generationen als Aufgabe übertragen hat, soll hier in einigen Gedankenketten nachgezeichnet werden.

„Im Ursinn des Wortes versteht man unter ‚Abendland‘ die ‚Alte Welt‘“ (3. Vortrag in Oberkirch). Abendland oder Europa ist dabei im Vergleich zum Morgenland gesehen, und Deutschland spielt darin eine besondere Rolle: „Wir denken selbstverständlich, wenn wir das Wort ‚Abendland‘ hören, immer zunächst an Deutschland“ (Vortrag vom 31. 5. 49). In diesem Zusammenhang muß man ein Wort aus der Gründungsurkunde sehen: Ihr sollt „euer Vaterland von seinen übermächtigen Feinden befreien und an die Spitze der Alten Welt stellen“. In diesem kurzen Satz ist bereits das, was später die heilsgeschichtliche Sendung des Abendlandes in religiös-sittlicher Hinsicht genannt wird, angedeutet und in das Programm einer Beschleunigung der Selbstheiligung hineingenommen.

Angeregt durch Guardini und Holzner sieht Pater Kentenich in einem Überblick über die gesamte Heilsgeschichte drei Stufen der heilsgeschichtlichen Sendung.

Erste Stufe: „Laut Heiliger Schrift und der Lehre der Kirche hatten zunächst Adam und Eva eine einzigartige heilsgeschichtliche Sendung. Sie haben diese allerdings . . . verloren.“

Zweite Stufe: „Eine heilsgeschichtliche Sendung besonderer, ausgezeichneter Art ist sodann dem jüdischen Volk übertragen worden. Die Reaktion dieses Volkes bringt wiederum den Verlust dieser Sendung.“

Dritte Stufe: „Durch Paulus wurde dann das Abendland in diese Sendung hineingezogen. Er sollte ja in die Alte Welt gehen und diese Sendung weitergeben. Paulus hat es getan, und das Abendland hat die Sendung übernommen . . . Es sollte dafür sorgen, daß die heilsgeschichtliche Sendung des Gottmenschen in die ganze Welt hineingetragen wird“ (3. Vortrag in Oberkirch).

In der dem Abendland übertragenen Sendung unterscheidet Pater Kentenich zwei Dimensionen: eine mehr kulturelle und eine spezifisch heilsgeschichtliche. Von der ersten sagt er, „daß das Abendland eine kulturelle Wandlung mehr oder weniger in der ganzen Welt bewirkt hat“ (ebd.) und daß man deshalb die ganze Welt als Abendland im weiteren Sinne des Wortes bezeichnen kann. Bei der eigentlichen, der heilsgeschichtlichen Sendung, sieht es anders aus: Das Abendland hat „aber dort, wo es sich um die heilsgeschichtliche Sendung, d. h. um die Verchristlichung der Welt handelt, leider eine Unsumme von Bruch zu verzeichnen . . . Darum lautet die Frage . . . : Hat das Abendland denn nicht — ähnlich wie das jüdische Volk — seine so oder so geartete Sendung verspielt?“ (ebd.)

In diesem großen Rahmen der Heilsgeschichte stellt Pater Kentenich die Schönstattfamilie und fragt: „Sind wir nicht von Schönstatt aus berufen, die heilsgeschichtliche Sendung des Abendlandes nun in besonderer Weise zu übernehmen?“ (ebd.) „Wenn Sie mich nun fragen, wie ich zu dieser verwegenen Auffassung gekommen bin, müssen Sie bedenken, wie wir gleichsam aus nichts geworden sind, müssen aber auch auf sich wirken lassen, wie . . . die heilsgeschichtliche Sendung Schönstatts . . . bereits in der Gründungsurkunde anklingt: Deutschland soll wieder an der Spitze der Alten Welt stehen, nicht im Hinblick auf die wirtschaftliche oder militärische Leistung, sondern selbstverständlich nur im Hinblick auf das, was von Anfang an unser großes Ideal ist: eine totale seelische Wandlung“ (ebd.). Somit hat sich Schönstatt in der Gründungsurkunde die Verchristlichung der ganzen Welt zur Aufgabe gemacht.

Diese Verchristlichung hat aber ein originelles Gepräge, was letztlich das Abendland vom Morgenland unterscheidet: eine originelle Sicht des Grund-

verhältnisses zwischen Erst- und Zweitursachen. Wie Schönstatt vom Abendland „seine kräftigsten Antriebe, seine Zielsetzungen und Grundgesetze erhalten, seine Maße und Gewichte empfangen“ (Studie 1949, 2) hat, so ganz besonders die Aufgabe, für das richtig gesehene Verhältnis von Erst- und Zweitursachen in der philosophischen, theologischen und psychologischen Ordnung einzutreten. Weil dieser Zusammenhang im Abendland immer mehr verlorengegangen ist, mußte Pater Kentenich sagen: „Das Abendland ist dem Zusammenbruch nahe“ (Oktoberbrief 1948, 36).

Der Grund für die so düster gezeichnete Lage der Alten Welt sieht er in dem, was er als mechanistisches Denken bezeichnet. Dabei geht es um Beachtung bzw. Nichtbeachtung „feinster Seins- und Lebensgesetze, deren Nichtbeachtung Aufspaltung von Persönlichkeit und Gemeinschaft im Gefolge hat und den Untergang des christlichen Abendlandes beschleunigt“ (Studie 1949, 3).

Den mechanistischen und den damit eng verbundenen kollektivistischen Zeitgeist gilt es zu überwinden, wenn das Abendland seine Sendung zurückerobern und verwirklichen will, und zwar auch in den Reihen der Kirche: „Man täusche sich nicht. Überwindung des Kollektivismus ist die große Aufgabe des Jahrhunderts. Sie kann nicht gelöst werden ohne vollkommenen Wandel der mechanistischen Geistigkeit, die heute noch die führenden katholischen Kreise Deutschlands beherrscht“ (a.a.O. 26f). Der Kollektivismus, den Pater Kentenich „als letzte fruchtbare Konvulsion, als ein zusammengeballtes, gewaltiges Aufbegehren einer untergehenden Welt“ (a.a.O. 153f) betrachtet, weitet Stück um Stück seine geistige Herrschaft aus. „Nachdem der Nationalsozialismus ausgespielt, erwarten Millionen vom Bolschewismus das Heil. Zureden und Widerreden hilft nicht viel. Nur bitterste Enttäuschungen können Wechsel und Wandel der Gesinnung hervorrufen. So kommt es, daß alle Zeitenkundigen mit einem vorübergehenden Siegeszug des Kollektivismus zunächst im Abendland rechnen“ (a.a.O. 89). Ist der Kollektivismus überwunden — was nicht ohne tiefgreifende Gnaden- einbrüche möglich ist —, so kann die Verchristlichung der ganzen Welt vom Abendland aus „am neuesten Zeitenufer“ verwirklicht werden.

Man würde den Gedankengang Pater Kentenichs nur unvollkommen wiedergeben, wenn man nicht auf die Rolle der Gottesmutter bei der heilsgeschichtlichen Sendung des Abendlandes hinweisen würde. „Es ist die Rolle einer einzigartigen Zweitursache“ (2. Vortrag in Oberkirch). Von dem Gedanken her, daß die originelle heilsgeschichtliche Sendung des Abendlandes darin besteht, „daß nicht nur die Aufgabe einer Umwandlung in Gott gesehen, sondern gleichzeitig auch der Tatsache Rechnung getragen wird, daß diese Umwandlung in Gott durch Zweitursachen geschieht“ (3. Vortrag

in Oberkirch), fällt der Gottesmutter als exemplarischer Zweitursache naturgemäß die wichtigste Rolle dabei zu: „Rettung der heilsgeschichtlichen Sendung des Abendlandes . . . will zum großen Teil auf das Konto der lieben Gottesmutter zurückgeführt werden“ (2. Vortrag in Oberkirch).

5. *Der Apostolische Weltverband*

Bei dieser dritten Zielgestalt Schönstatts handelt es sich, wie Pater Kantenich immer wieder sagte, um eine „Mammutidee“, die auf den heiligen Vinzenz Pallotti zurückzuführen ist.

Über das, was Pallotti vorschwebte, liegen einige Studien vor. M. Trevisan umschreibt es folgendermaßen: „Weltkonföderation aller Arten und Klassen katholischer Gemeinschaften und Institutionen auf der Grundlage gleichen Rechts unter unmittelbarer Abhängigkeit von der Kirche und unter dem Schutze Mariens, der Königin der Apostel, hauptsächlich — wenn auch nicht ausschließlich — inspiriert von einer Gemeinschaft von Weltpriestern als ‚pars motrix et centralis‘.“

Pater Kantenich hatte Schönstatt gegründet, ohne sich reflexiv mit der Zielsetzung Pallottis auseinanderzusetzen. Ein Wort seines damaligen Obern veranlaßte ihn, im Jahre 1916 diese Reflexion anzustellen. Was er damals dachte, hat er später niedergeschrieben: „Es war ihm nicht schwer nachzuweisen, in welchem Ausmaß Pallottis Geist mit seinen Grundideen in der Erziehung übereinstimmten. Gleichzeitig entzündete er sich auch an Pallottis Konzeption von den Prokuren. Sie waren für ihn der symbolhafte Ausdruck für die von Pallotti geplante Weltorganisation . . . Er verband es (dieses Leitbild) mit dem eigengesetzlichen Zielbild der Schönstattfamilie“ (Gedanken zum Weltverband 1962, 1).

„Wie es kam, daß Schönstatt trotzdem es wagte, . . . sich nach den unerhört großen Plänen Pallottis auszustrecken und wagemutig und kühn, allein auf weiter Flur stehend, . . . dafür in die Schranken zu treten? Die Antwort . . . gibt der 18. Oktober 1914 mit seinem originellen Liebesbündnis . . . Durch das Bündnis bricht Gott elementar neu in die Zeit- und Gesellschaftsgeschichte ein. Er macht einen neuen, einen göttlichen Anfang zu einem neuen, eigenständigen göttlichen Werke mit eigenständiger Weiterentwicklung und Zielgestalt und verbindet es später mit Pallottis Riesenplanung, die dadurch, die nur und ausschließlich dadurch Aussicht auf Verwirklichung bietet“ (Studie 1957/58, 206).

Von diesen Vorgängen des Jahres 1916 blieb die öffentliche Meinung in Schönstatt lange unbeeinflusst. Dazu bemerkt Pater Kantenich: „Im Anfangsstadium der Familie wäre es widersinnig gewesen, den Weltverband in den Darstellungen in den Vordergrund zu rücken. Das wäre als Utopie empfunden und von allen vernünftig Denkenden abgelehnt worden . . .

Seine unmittelbare Gefolgschaft belästigte er nicht sonderlich damit. Für sie hätten solche Planungen zu stark den Charakter des Phantastischen oder einer schwärmerischen Zukunftsmusik annehmen müssen“ (Gedanken zum Weltverband 1962, 2). Wenn auch Pater Kentenich von Zeit zu Zeit deutlich über seine Planungen bezüglich des Weltverbandes gesprochen hatte, so kannten doch viele seiner Mitarbeiter diese Zusammenhänge nicht so eingehend, um von daher sein Vorgehen vom 31. Mai 1949 gegenüber deutschen Bischöfen verstehen zu können. In diesem Nichtverstehen liegt ein Grund für die langjährigen Verwicklungen, in die das Schönstattwerk hineingezogen worden ist.

Es handelt sich bei dieser Zielsetzung um einen föderativ aufgebauten Verband selbständiger Gemeinschaften, „der im Endstadium alle bestehenden Gemeinschaften umfaßt, die sich satzungsgemäß dem Apostolat widmen“ (a.a.O. 4f). In diesem Weltverband unterscheidet Pater Kentenich zwei Flügel: einen ersten, den er mit dem historisch gewordenen Schönstatt identifiziert, und einen zweiten, der alle mit Schönstatt zusammenarbeitenden Apostolatsträger umfaßt. Damit solche Gemeinschaften auf die Dauer daran Geschmack finden können, mit Schönstatt zusammenzuarbeiten, mußte der erste Flügel auf dieses Ziel hin konzipiert werden:

„Großzügige Planung mit dem Blick auf den Weltverband sah den ersten Flügel fortschreitend nicht nur als eine originelle Verwirklichung — besser gesagt: als eine Teilverwirklichung — von Pallottis Endbild; der so gewordene erste Flügel wollte auch als *causa exemplaris* für den zweiten unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet und betreut werden. Zunächst wollte er sich zu einer großen Machtfülle und zu einer geschlossenen Phalanx ausweiten und auswirken. Dadurch sollte der schlagende Beweis für die Möglichkeit und Fruchtbarkeit eines vielverzweigten Lebensgebildes erbracht werden. Gleichzeitig wurde Ausstrahlungs- und Anziehungskraft einer solchen Schöpfung auf außenstehende Organisationen mit einkalkuliert“ (a.a.O. 21f).

Wenn Schönstatt als erster Flügel mit der Zeit eine starke Ausstrahlungskraft entfaltet, kann an „die Verwirklichung der unvorstellbar großen, ja fast utopischen Idee“ gegangen werden, nach der Pater Kentenich „ohne dieses Liebesbündnis, ohne unser Heiligtum . . . niemals die Hand ausgestreckt“ (Brief vom 23. 3. 1953) hätte.

6. *Die neue christliche Gesellschaftsordnung als die letzte Zielgestalt Schönstatts*

Nachdem die dreifache Zielgestalt Schönstatts in einigen wesentlichen Zügen skizziert worden ist, stellt sich erneut die eingangs erwähnte Frage: In welchem Verhältnis steht die Zielbestimmung von der neuen christlichen

Gesellschaftsordnung zu dieser dreifachen Zielgestalt? In dieser Hinsicht hat Pater Kentenich am 16. 7. 1967 in Dachau folgendes ausgeführt:

„Treue zur großen Zielgestalt. Mit einem Wort, es geht darum, eine neue echte christliche Gesellschaftsordnung im Sinne der Kirche am neuesten Ufer zu schaffen. Im einzelnen geht es darum, einen neuen Menschen in einer neuen Gemeinschaft zu formen . . ., unsere ganze Kraft einzusetzen für die Zurückeroberung und Bewahrung der heilsgeschichtlichen Sendung des Abendlandes und den Auf- und Ausbau eines föderativ gegliederten Weltverbandes“ (Fundament und Krone 1968, 20).

Unter dem Begriff „neue Gesellschaftsordnung“ faßt also Pater Kentenich die dreigliedrige Zielgestalt Schönstatts zusammen, und zwar als das Resultat von allen Teilzielen, das erst „am neuesten Zeiteufer“ zu erwarten ist; denn ohne den Apostolischen Weltverband scheint die neue Gesellschaftsordnung bzw. „der Gestaltwandel der Kirche im Sinne des neuesten Zeiteufers nicht vollendet zu sein“ (Studie 1957/58, 1013). Im Maße die Teilziele in Teilbereichen verwirklicht sind, sind demnach auch wesentliche Merkmale der neuen Gesellschaftsordnung verwirklicht.

In dem schon erwähnten Vortrag von Dachau geht Pater Kentenich auf die Entwicklung dieses Zielbildes in Schönstatt näher ein: „Es ging uns von Anfang an darum, die Gesellschaft zu erneuern“ (Fundament und Krone 1968, 8). Im einzelnen weist er das an der Vorgründungsurkunde, an der Tagung über Väterlichkeit 1925, an dem Wort vom Schatten des Heiligtums 1929 und an seinen programmatischen Briefen aus den Jahren 1947/48 nach.

Das Zielbild einer „Verchristlichung der gesamten menschlichen Gesellschaft“ (Studie 1961) muß auf dem Hintergrund der Auflösung einer alten Gesellschaftsordnung gesehen werden, in der u. a. christliche Elemente eine wichtige Rolle gespielt haben: „Wir gehen mit rasender Geschwindigkeit einer revolutionären Auflösung aller Lebensgebilde entgegen. Es ist ein verzehrendes Fieber, das den ganzen Gesellschaftskörper durchrast, ein tödlich wirkendes Gift, das fast unheilbar krank macht und dem Untergang, dem Nihilismus zutreibt“ (Oktoberbrief 1948, 19).

„Diese erschütterte Gesellschaftsordnung verlangt einen vollkommenen Neuaufbau von unten bis oben“ (Studie 1949, 163). Diesen Neuaufbau gilt es schon in der Gegenwart auszuführen, damit er „am neuesten Zeiteufer“ vollendet dasteht: „Wie aber soll das große Werk gelingen, wenn es nicht erst im kleinen in Angriff genommen wird? . . . Sind die kleinen Zellen gesund — angefangen von der natürlichen Familie bis zu den größeren religiösen Gemeinschaften —, so darf man auf Gesundung des Gesamtorganismus rechnen“ (Oktoberbrief 1948, 26f).

Pater Kentenich sieht also die heute mögliche Verwirklichung des Ziels einer neuen Gesellschaftsordnung von Schönstatt aus zunächst in der möglichst idealen Verwirklichung des neuen Menschen- und Gemeinschaftsbildes, wobei den Schönstattfamilien eine fundamentale und krönende Rolle zugeordnet ist. Auf der Ganze gesehen soll so Schönstatt mit seinen verschiedenen Gliederungen Modell der neuen Gesellschaftsordnung sein. Das ist die eine Seite.

Die andere Seite ist die aktive Tätigkeit Schönstatts im Bereich des Gesellschaftlichen: „Wir müssen geschichtsschöpferische Menschen sein . . . zumal dort, wo es sich um die soziologische Wandlung der Gesellschaft handelt . . . Zumal wir als Schönstätter, die wir glauben, die Sendung bekommen zu haben, auf der Welt die Weichen zu stellen, müssen auch an der Umformung der sozialen Verhältnisse schöpferisch mitwirken“ (3. Vortrag in Oberkirch).

Wie alles in Schönstatt, so hat ganz besonders das Zielbild von einer neuen christlichen Gesellschaftsordnung seine Wurzeln im Liebesbündnis, und deshalb ist in erster Linie die Gottesmutter die Gestalterin der neuen Gesellschaftsordnung. Pater Kentenich bemerkt dazu: „Der gemeinte Lebensvorgang ist so unerhört groß und umfassend, ist der Zeit mehr denn ein halbes Jahrhundert vorausgeeilt, daß jedermann, der ihn ernst nimmt, von seiner Größe geradezu erschüttert wird. Vermag er sich nicht mit ganzer Seele auf den Boden des originellen Schönstätter Liebesbündnisses zu stellen, so ist er geneigt, eher und lieber von schwärmerischem Illusionismus als von einem gesunden, im Glauben wurzelnden Optimismus zu sprechen. Es ging und geht ja um eine universelle, um eine ganzheitliche Vorwegnahme des gewandelten Welt- und Kirchenbildes am neuesten Zeiteufer — lange bevor es in seinen Konturen klar sichtbar wurde, inmitten einer bindingslosen und bindingsflüchtigen Zeit“ (Studie 1964, 178).

Das Liebesbündnis mit der Gottesmutter nennt Pater Kentenich an einer anderen Stelle einmal „eine riesengroße Zentralidee“, und dabei denkt er vor allem an seine äußerst intensiven Überlegungen zwischen Juli und Oktober 1914, die dem Bündnis schluß vom 18. Oktober vorangingen. „Wahrhaftig, an wagemutigen Plänen, die sich himmelhoch über das gewöhnliche Niveau erhoben, hat es bei mir niemals gefehlt. Man beachte aber: Sie gingen alle ohne Ausnahme von einer riesengroßen Zentralidee aus und mündeten wiederum dort ein“ (Studie 1957/58, 401). Wenn man also die Größe der universalen Zielsetzung Schönstatts auf sich wirken läßt, die in der neuen christlichen Gesellschaftsordnung zusammengefaßt ist, ahnt man etwas von der Größe des Schönstätter Liebesbündnisses.

Gottergriffenes Leben mitten in der Welt (III)

Von Benito Schneider

In den bisherigen Beiträgen haben wir den religiösen Entwicklungsgang Mario Hiriarts über zwei Stufen verfolgt. Wir sahen, wie seine Seele von starken inneren Erschütterungen heimgesucht wurde, durch die Gott ihn von sich selber lösen und für ein intensiveres und umfassenderes Wirken der Gnade bereiten wollte. Sodann konnten wir bemerken, wie durch diese Erschütterungen seine Liebe zu einer neuen, gereinigten und vergeistigten Form emporgeläutert wurde. In diesem Beitrag nun soll eine dritte Stufe in der Entwicklung Marios kurz zur Darstellung kommen: jene, auf der er zunächst gelegentlich, dann aber immer wiederkehrend Erfahrungen der Nähe Gottes und der Gottesmutter macht und damit in jenen Bereich der Beziehung zur jenseitigen Welt eintritt, in dem die sogen. Beschauung angesiedelt ist. Abschließend legen wir noch einige Gedanken über die Bedeutung der Beschauung bei Mario Hiriart dar.

IV.

Der Leser wird sich hier bewußt machen müssen, wer Mario Hiriart innerlich ist. Mario ist zunächst ein Mensch mit ausgeprägter Laienmentalität. Die Welt der Zahlen, Messungen und mathematischen Formeln erfüllen seinen Geist im Berufsleben. Außerdem kennt Mario die Sprache religiöser Erlebnisse nur sehr begrenzt. Es kommt hinzu, daß er eine Mischung zwischen einem ethischen und intellektuellen Typ darstellt, dem es nicht sonderlich liegt, das, was ihn innerlich bewegt, dem Papier anzuvertrauen. In diesem Punkte ist er ein betonter Mannestyp. Des weiteren stammt Mario aus einer sehr liberalen Familie, so daß er auch von hierher die Sprache der religiösen Erfahrungen nicht in sich aufgenommen hat. So drückt er diese fast immer etwas verhalten aus, manchmal nur mit kargen Worten, hinter denen sich aber sehr viel verbirgt.

In dieser angezeigten Richtung ist Mario Hiriart das Gegenteil vieler anderer spanisch-romanischer Menschen, die religiös strebsam sind. Für europäische Leser, vor allem für Nord- und Mitteleuropäer, müssen wir noch anfügen, daß Denken, Wollen und Lieben bei romanischen Menschen südlicher Zonen nicht so auseinandergehalten werden können und dürfen, als beispw. bei

Deutschen. Auch das muß man mit einrechnen. Wenn Mario also aufzeichnet, wie wir das gleich zeigen werden, daß er 1951 anfang, die Mystiker zu verstehen, so besagt das bei ihm nicht, daß er sie intellektuell begreift, sondern, daß er, ähnlich wie sie, anfang, Gott ganz nahe zu erleben. Oder wenn er, wie wir schon gesehen haben, etwa ab 1952 anfängt, zarte Zwiesprache mit der Gottesmutter aufzuzeichnen, so ist das bei dem 22- und 24-jährigen etwas anderes, als das äußerlich gleiche Phänomen bei irgendeinem 17- oder 19-jährigen Jungmann, der vielleicht recht strebsam sein mag.

Bei Mario Hiriart muß man etwa ab 1953 mehr Liebe, gewachsene Gott-ergriffenheit und Gotteserfahrungen aus seinen Worten herauslesen, als diese auf den ersten Blick auszudrücken scheinen, während man sonst bei romanisch-amerikanischen Menschen nicht selten etwas abstreichen muß, da die naturhafte Üppigkeit der Affekte noch nicht in jedem Falle auch den wirklichen Lebensvorgängen ganzheitlich zu entsprechen braucht. Auch hier gilt also: *Quidquid recipitur, ad modum recipientis recipitur* (Was auch immer jemand in sich aufnimmt, wird modifiziert durch die besondere Art dessen, der es in sich aufnimmt). Wenn Mario Hiriart nach seiner Inscriptio-Weihe 1955 an seinen Seelenführer schreibt, daß er „hörend, sehend und gehend“ überall am Tage die Nähe Christi und Mariens spürte, so ist das sehr wörtlich zu nehmen und verrät aus seinem Munde mehr, als die kargen Worte sagen; und wenn er dann anfügt, daß das nach der Weihe zwar erheblich nachgelassen habe, aber jetzt nur „einen Ton tiefer“ sei, so bedeutet das, daß er auch weiterhin ganz innig und fast spürbar sich mit Christus und Maria verbunden fühlte, wobei nur die Intensität der „ungewöhnlichen Art“ dieser Erfahrung zurückgegangen sei. Aber er wußte, daß es eine ungewöhnliche Art der Nähe war.

Als Mario Hiriart nach dem Tode seiner Mutter, die 1956 starb, einige Wochen auf das Land nach seinem vielgeliebten Elqui ging, um auszuruhen, hatte er besonders tiefe Erlebnisse der Nähe Gottes und der Gottesmutter. Er hat davon nach seiner Rückkehr in seinem Tagebuche etwas niedergeschrieben. Mario war schon immer ein Naturfreund gewesen und hatte Elqui immer geliebt. Aber was er diesmal seinem Tagebuch anvertraute von seinen Spaziergängen und Ritten zu Pferde, zeigt, wie sehr ihn höhere Gebetsgnaden erfaßt hatten. Umfassende Wandlungsgnaden hatten ihn langsam zum Gottesmann werden lassen. Seine Beschauung entzündete sich vor allem an der Natur, andererseits ist sie genährt von inniger Liebe zur Dreimal wunderbaren Mutter von Schönstatt in Bellavista. Auf beide Gesichtspunkte muß man achten, wenn man die damaligen Notizen in seinem Tagebuch verstehen will.

Das Gutshaus in Elqui, in dem Mario 14 Tage verbrachte, hieß Santa Adelia. Es gehörte seinem Onkel Robert. Unter dem 14. November 1956, als er schon wieder zurückgekehrt war von Santa Adelia, berichtet Mario in seinem Tagebuch von diesem Aufenthalt: „Unter diesen Umständen, mein Mütterchen, waren die Tage in Santa Adelia ein wahrer Segen. Selten in meinem Leben habe ich mich so glücklich gefühlt, so viel vom Guten und allen Edlen in dieser Welt Besitz genommen. Vor allem, mein Mütterchen, habe ich hier, wie es wohl kaum noch einmal geschehen könnte, die Gegenwart Gottes und von dir erfahren, eine so intime, frohe und tiefe Nähe zu euch beiden. Es war eine der größten Gnaden, die du mir in meinem Leben geschenkt hast.“

Am 28. Dezember 1956 verzeichnete Mario im Tagebuch: „Als ich schon drei Jahre in der Bewegung war, begriff ich in Santa Adelia lebens- und erfahrungsmäßig, was Gottverbundenheit mittels der Natur ist. Das erste Mal erlebte ich es, als ich den Friedhof von El Tambo betrachtete und die grandiose Schlucht, die sich hinter ihm auftut . . . Als ich von hier aus den Friedhof und die Schlucht überschaute und den alles beherrschenden Blick über die spätsommerliche Dürre schweifen ließ, betete ich den Engel des Herrn. Es war im Jahre 1951. In diesem Augenblick hatte ich das ganz lebendige Erlebnis, daß ich die Mystiker verstehe. Und das erste Mal in meinem Leben hatte ich die mich überwältigende, ungeheure Erkenntnis der Gegenwart Gottes an meiner Seite. Seitdem begann ich, Gott in der Natur zu spüren und mit allen meinen Sinnen zu lieben.“

Das „lebendige Erlebnis“, die Mystiker zu verstehen und „die überwältigende Erkenntnis der Gegenwart Gottes an meiner Seite“ war nicht ein diskursives Denken oder ein affektives poetisch-romantisches Nachempfinden der Mystiker, wie es religiösen Dichternaturen eigen sein mag. Mario hatte nichts von einer Dichterseele, war aus Veranlagung ein etwas trockener und ethisch-intellektueller Typ. Was aber hier bei ihm zutage tritt, ist eine Liebeserkenntnis, die sich in ihm über alles begrifflich-gegenständliche Denken hinaus Bahn bricht. Es begann mit „allen seinen Sinnen (Gott) zu lieben“. Eine geheimnisvolle Macht hatte sich seiner bemächtigt. Das aber: die „mich überwältigende, ungeheure Erkenntnis der Gegenwart Gottes an meiner Seite“, ist Zustand höheren Gebetslebens, ist Beschauung. Unter dem gleichen Datum lesen wir im Tagebuch von Mario: „Hier liegt etwas von der nackten Größe der Berge, die wie mit Gewalt gemeißelt sind in Felsen und Landschaft, in der machtvollen Struktur dieser einsamen Wüstenschluchten, die sich weit hinaufziehen ins Bergland, bis wo sich der Blick verliert in der Ferne . . . In all dem gibt es etwas, was fasziniert und alle Sehnsüchte befriedigt. Vor allem das Erlebnis des Kleinseins, ohnmächtiges Geschöpf zu sein vor der Majestät und Herrlichkeit dieser ein-

samen und so nüchternen Natur in ihrer äußersten Nacktheit. Das läßt mich spontan die Gegenwart Gottes begreifen, und es überkommt mich ein Spüren derselben. Wenn ich hier bin, wandle ich in Gottes Gegenwart, finde ich ihn in jedem Augenblick um mich herum: in den unendlichen Umrissen der Berge; in den Felsen, die einer nach dem anderen wie von Gottes Hand hingestellt erscheinen; in den vollkommen stilisierten Formen der aufgerichteten Kakteen; in den kleinsten Blümchen, die sich im Schutze der Steinblöcke, bedeckt mit Blütenstaub, öffnen; im Wind, der bei Sonnenuntergang mit solcher Stärke anhebt, daß er fast den Reiter vom Pferde reißt . . . Mütterchen, hier habe ich mit den Fingerspitzen Gott berührt, den Saum des Kleides Christi.“

„Das läßt mich spontan die Gegenwart Gottes begreifen, und es überkommt mich ein Spüren derselben“ ist wieder eine über begrifflich-gegenständliches Denken hinausgehende Gotteserfahrung, ein Gotterleben, ein Ergriffenwerden von Gott und seiner Einwirkung in der Seele Marios. Die Theologen sehen auch, wie wir schon am Anfang gezeigt haben, darin ein Anzeichen der Beschauung, daß sich in der Seele die „tiefsten Sehnsüchte“ erfüllen. Mario drückt es so aus: „In all dem gibt es etwas, was fasziniert und alle Sehnsüchte erfüllt“.

Der Bericht Marios über seine Gotteserlebnisse im Umkreis um Elqui geht noch weiter. Aus Raummangel müssen wir uns jedoch beschränken. Hier noch dieser Passus: „Daher, mein Mütterchen, fehlt in Santa Adelia nur eins, um glücklich zu sein: deine Gegenwart dort. Es ist gut möglich, daß ich nie mehr dorthin komme und nie mehr im Gutshaus einige Tage weilen werde. Nur einmal, Mutter, möchte ich noch dorthin und irgendwo dein Bild aufstellen. Ich weiß wo, vielleicht dort, wo niemand es wegnehmen würde, wo Menschen sich nicht trauen würden, es wegzunehmen. Ich habe einmal daran gedacht, es könnte bei den Weiden sein am Fluß, oder mitten in dem Wald der Myrten, da wo ich 1955 so oft meine Gebete am Nachmittag verrichtet habe . . . Mutter, vielleicht im Friedhof von El Tambo, oder tief im Talkessel der Schlucht ganz nach oben. Dort könnte ich ein Kapellchen aus Steinen errichten, mit eigenen Händen und dort dein Bild aufstellen . . . Das wäre dann meine ganze Liebe zu dir . . .“

Wer die sonst nüchterne Denkweise von Mario kennt, der kann es auch in der Übersetzung zwischen den Zeilen lesen, daß er hier in inniger Liebe die Gottesmutter sehr nahe und real an seiner Seite erlebt und sich von ihr „berührt“ weiß.

Wir wollen uns noch mit einem anderen Gesichtspunkt der fast fühlbaren Nähe Gottes und Mariens in Mario Hiriart beschäftigen. Mario hatte sich in der lebendigen Gemeinschaft seiner Gruppe entfaltet. Im tiefen Mitein-

ander, Füreinander und Ineinander der Herzen war er auch tiefer hinein-
gewachsen in das Gralsideal. Umgekehrt hatte das Gralsideal ein tiefes
Miteinander, Füreinander und Ineinander der Herzen bewirkt. Dem Grals-
ideal verdankte er auch die Umwandlung seiner früheren Formel des Persön-
lichen Ideals („Das Gewöhnliche außergewöhnlich gut tun“) in „Lebendiger
Kelch — ewiger Träger der Botschaft Christi“. Sein Denken kreiste dabei
immer um das Heiligtum von Bellavista als seiner und der Gruppe Grals-
burg. Über seine Gruppe hinaus lebte Mario auch in allem mit, was sich im
Umkreis um dieses Heiligtum an Schönstattleben und -streben zeigte. Mario
reifte nun aber heran zur Beschauung, als die Bewegung von allen Seiten
her bedroht war, und der Gründer im Exil leben mußte. So kann es nicht
wundernehmen, wenn er aus seiner hochentwickelten Gottesliebe heraus
auch die letzten übernatürlichen Kräfte und Energien mobilisieren wollte,
um der Gottesmutter gewissermaßen den Sieg ihrer Sache abzurufen. So
wurde seine Gottes- und Marienliebe zum machtvollen Impuls, sich für die
Rettung des Werkes und die Reinerhaltung der Sendung einzusetzen.

Ganz auf seine Art setzte Mario alles ein, um in verwickelter und undurch-
dringlicher Situation das herbe Leben des Alltags auch unter diesem Ge-
sichtspunkte auf Gott hin transparent zu machen. Wir haben schon gesehen,
wie er in der dunklen Nacht in seiner Seele im lebendigen Liebesgespräch
mit seinem „Mütterchen“ blieb und den Zugang zu der jenseitigen Welt nie
verlor. In dieser Schule innerer Reinigungen und Prüfungen war seine Liebe
geläutert worden, ja sie hatte sich bis zur Kreuzesliebe entwickelt. Wir
erinnern an das schon einmal zitierte Wort aus seinem Tagebuch vom
2. 10. 1954: „Mütterchen, ich sehe, daß du mich ernst nimmst und bittere
Getränke verabreichst. Aber wie könnte es auch anders sein, wenn ich
lebendiger Kelch Christi beim Abendmahl, in Gethsemani und auf Golgatha
sein will“. Wir haben auch schon einmal eine Aufzeichnung aus seinem
Tagebuche gebracht, wonach Mario die Gottesmutter gebeten hatte, einigen
Kameraden seiner Gruppe das Leid zu nehmen und auf ihn zu übertragen.
Die gelegentlichen fühlbaren Erlebnisse der Nähe Gottes und der Gottes-
mutter, von denen wir gesprochen haben, wurden auch gespeist von der
übernatürlichen erfahrenen Gemeinschaft seiner Gruppe wie der ganzen
Schönstattfamilie, vor allem in Chile. Als dann Mario die ganze Bewegung
in ihrer Existenz bedroht sah, war es ihm selbstverständlich, seine ganze
Hingabekraft einzusetzen, um die Lösung aller Probleme von der Gottes-
mutter zu erleben und zu erleiden. Das ist ein neuer Aspekt in der fast
fühlbaren Gottes- und Mariennähe bei Mario Hiriart. Es geht auch hier
um die „Wissenschaft der Liebe“. Für Mario war seit dem Jahre 1955 die
Übernatur insgesamt eine fast greifbare Wirklichkeit geworden. Er sah auch
in der Familie und im Werke so sehr die Gottesmutter und ihre Interessen,

daß er sich innerlich angetrieben fühlte, sich als Opferlamm für sie anzubieten. So legte er am 2. 2. 1957 seinen Josef-Englingakt in die Hände der Gottesmutter. Sein innerliches Miteinander, Füreinander und Ineinander der Gottesmutter gegenüber erlebte er wieder im Miteinander, Füreinander und Ineinander von der Familie, konkretisiert in der aufstrebenden Bewegung in Chile. Wo er konnte, setzte Mario sich kraftvoll ein, um seinen Standpunkt zu vertreten und ins Spiel zu bringen. Und alle bezeugen, daß er dabei niemals die Liebe verletzte. Aber letztlich erwartete er doch alles von Gottes und der Gottesmutter Hilfe. Das Gebet seines Engling-Aktes hat Mario in seinem Tagebuche festgehalten. Es zeugt mit genialer Schlichtheit, wie selbstverständlich er die „Realität der Übernatur“ erlebte und von hier aus alles auf einen sehr einfachen Nenner zu bringen wußte. Jetzt geht es zwar um Leben und Tod des nunmehr fast 26-jährigen jungen Akademikers und Ingenieurs. Aber er schlägt sein Leben in die Schanze, damit die Gottesmutter über alle Widerstände triumphieren möge. Da ihm die Gottesmutter so nahe war, wie wenn er daheim mit seinem Vater und mit seiner Mutter verkehrte, darum darf der Leser nun nicht über die schlichten Worte seines Engling-Aktes hinweghuschen. Unmittelbar wendet er sich an Maria, meint aber in diesem Transparent die Interessen der Familie, deren authentischen Geist und deren Sendung. Er bietet demütig seinen Dienst an, um der Gottesmutter zu helfen. Mario betet wie folgt:

„Lieb Mütterlein!

An diesem Tage übergebe ich dir von neuem alles, was ich von deinem Sohn und von dir empfangen habe: meinen Leib, meine Seele, jede meiner Fähigkeiten, meine Freiheit, meine Rechte, alles was ich besitze. Meine Hingabe soll heute noch tiefer gehen als früher, denn ich weiß, daß du es von mir so wünschst.

Mütterlein! Du hast in dieser Zeit unserer Familie außergewöhnliche Schwierigkeiten geschickt. Viele, die du als deine besonderen Werkzeuge formen wolltest, haben deinen Ruf nicht verstanden. Ich bitte dich nun, reinige unsere ganze Familie, besonders uns, die wir uns hier um das Heiligtum von Bellavista scharen. Führe uns zum echten Schönstatt. Laß uns den tiefen und wirklichen Sinn unserer Sendung verstehen und leben, so wie sie uns unser Gründer in besonderer Weise der chilenischen Familie am 31. Mai 1949 übertragen hat. Wenn es dir nützt, liebes Mütterchen, und wenn es mit deinen Plänen vereinbar ist, so bitte ich dich, nimm zu diesem Zwecke mein Leben an. Verfüge über mich, wann und wie es dir gefällt. Opfere es hin. Führe mich zum Kreuz. Nimm mein Leben an, so wie du es bei Josef Engling getan hast. Oder gib mir ein Leben voll von Kreuz, wie du es unserem Vater und Gründer gegeben hast. Ich bitte dich nur, gib mir

die notwendigen Gnaden, dir immer ganz treu zu sein und dir in kindlicher Freude zu dienen.

Dein Sohn . . .

Bellavista, am Feste Maria-Lichtmeß, den 2. II. 1957.“

Wie man sieht, hat Mario Hiriart seinen „archimedischen Punkt“, nämlich die Gottesmutter und das Liebesbündnis mit ihr, benützt, um auf die irdischen Dinge und Wirklichkeiten einzuwirken und auf Gott hin transparent zu machen. Gott und die Gottesmutter können alles, so mag er sich vorgestellt haben, und wie er alles als Geschenk der Gottesmutter aufzufassen gelernt hatte, so schenkt er auch sich selber der Gottesmutter hin, um dann alles andere von ihr zu erwarten. Mario stand zwar immer mit beiden Füßen auf der Erde, aber die Wirklichkeit der Übernatur war ihm entscheidend. Sein übernatürlicher Wirklichkeitssinn hat es ihm natürlich erscheinen lassen, sich vorbehaltlos in das Geheimnis des Kreuzes hineinzuwenden und sich selber als Opfer anzubieten für den Sieg seiner vielgeliebten Mutter. Darin ist Mario Hiriart echter und ausgereifter Sohn des Vaters und Gründers der Schönstattbewegung geworden.

V.

Wir kommen zum Abschluß unserer Darlegungen über den Aufbruch der Beschauung in Mario Hiriart. Wir müssen hier noch einmal zurückgreifen auf die Besonderheit der Beschauung, wie sie ihm zuteil geworden war. Wir hatten hervorgehoben, daß Mario in seiner Beschauung uns als Laie vorgelebt hat, wie man die gesamte geschöpfliche Wirklichkeit, die uns täglich umgibt, auf Gott hin transparent machen kann. Dieser Gedanke soll uns noch etwas beschäftigen, um die hohe Aktualität der gelebten Schönstattspiritualität bei Mario Hiriart in jene großen Zusammenhänge zu stellen, in denen er selbst sie gesehen hat. Wir zitierten oben den Ausschnitt aus dem Briefe Marios an den Gründer Schönstatts vom 8. Juli 1956 zu diesem Thema. Unter dem Datum vom 12. Juni 1955, also wenige Tage nach seiner Inscriptio-Weihe, findet sich eine ziemlich lange Aufzeichnung in Marios Tagebuch, in der er seine Gedanken über den geschichtsschöpferischen Sinn einer gelebten Laienspiritualität verdeutlicht. Die Gedanken hängen wieder innerlich zusammen mit dem vollen Durchbruch der Beschauung um die gleiche Zeit und zeigen nur wieder ihre Ausstrahlung nach außen. In weitausholenden Gedankengängen weiß Mario geistvoll seine eigene tiefgreifende Gottesliebe zu einem großangelegten Bildungsideal zu gestalten, oder anders gesagt: die Originalität der Schönstattspiritualität, gelebt bis zur Höhe der Beschauung, machte ihn gleichzeitig zum Seher einer großen Synthese, voller Dynamik und Weltgestaltungswillen. Er befaßt sich in der erwähnten Aufzeichnung mit der spezifischen Sendung des christ-

lichen Laien gegenüber der ebenso spezifischen, aber vom Laien verschiedenen Sendung des Priesters. Dann kommt er auf den Auseinanderfall von Naturwissenschaften und Gotteserfahrung bzw. Theologie zu sprechen. Hier nun lesen wir: „Ich erkläre mir das so: im Mittelalter lebte der Mensch eine theozentrische Kultur, vielleicht mit vielen Unvollkommenheiten behaftet, aber theozentrisch in ihrem Wesen. Der Humanismus hat diese Kultur in eine anthropozentrische verwandelt. Das Christentum hat einen fatalen Fehler begangen — nicht in der Lehre. Es war nicht fähig, die Entwicklung der Naturwissenschaften sich praktisch in seine Gedankenstruktur einzuverleiben. So hat die Physik die Metaphysik überrollt und trotz aller Lehre der Kirche diese ersetzt durch jene, die dagegengestellt wurde. Diese Situation verlangt eine Lösung; denn die theoretische haben wir, seitdem Christus auf der Erde weilte. Ich verstehe das so, daß die Kirche der Lehre Christi keine neue hinzugefügt hat, diese nur entfaltet hat, das heißt, daß sie alle Probleme der modernen Zivilisation mit einbegreifen muß, jetzt aber mit gewandeltem Maßstab, also verschieden als bislang. Der anthropologische und physikalische Gesichtspunkt muß wieder in den metaphysischen eingefangen werden. So brauchen wir Ingenieure, die den vitalen Begriff des Ingenieurfaches umwandeln, indem sie es anders leben und daraus alle Folgerungen ziehen. Wir brauchen Architekten, Rechtsanwälte, Diplomaltdwirte etc., die ähnlich verfahren mit ihrem Fachgebiet. Wir brauchen Künstler, Dichter, Musiker, Maler, die eine Kunst entwickeln, die in Gott wurzelt, während sie menschlich-vitale Werte ihrer Zeit verarbeiten und alle Sehnsüchte und Lebensäußerungen aufgreifen . . .“

Mit diesem Zitat aus der längeren Aufzeichnung Marios mag blitzartig aufgezeigt sein, wie Marios Beschauung weltgestaltende Dynamik in sich birgt. Und hier müssen wir zur Abrundung unseres Themas noch etwas stehen bleiben. Sonst werden Außenstehende oder nachkommende Generationen nicht verstehen, wie Marios Innerlichkeit zugleich so dynamisch der Welt zugetan sein konnte. Die aus höheren und metaphysisch-religiösen Zusammenhängen herausgelösten Fachbereiche moderner Prägung haben eine technokratisch-naturwissenschaftliche Verabsolutierung gezeitigt, die heute unsere westliche Zivilisation beherrscht. In dieser Verabsolutierung und Übersteigerung reiner Nutzwerte sehen wache Geister aber auch den Grund und den Anfang des Zusammenbruches jeder Synthese und übergreifenden Ordnungsharmonie. Dem einfachen Mann im Volke werden heute die verhängnisvollen Folgen, Irrtümer und Versager begreiflich, die alle von „Fachleuten“ der angezeigten Mentalität ausgelöst worden sind. Von Problemen der Umweltverschmutzung, wie stinkenden Gewässern inmitten der Siedlungen und Städte, wie Abgasen und nie endendem Lärm stehen heute die Zeitungen voll. Ähnliches kann man sagen vom „Wirt-

schaftswunder“ durch verabsolutiert verstandene freie Marktwirtschaft mit ihren Folgen in der Wohlstandsgesellschaft, der Genußgesellschaft, der vollkommenen Triebgesellschaft, in die wir uns mehr und mehr entwickelt haben. Pornowelle, Kriminalität, Haschischverseuchung und anarchistische Brutalisierung liegen alle auf der gleichen Linie. Und denken wir an Südamerika, so wissen wir heute, wohin das Zauberwort „Industrialisierung“ aus den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren geführt hat in Ländern, die erst eine normale und gesunde Agrarstruktur hätten entwickeln sollen, statt die Menschen aus den ohnehin wenig besiedelten Provinzen in den Sog der Industriestädte zu locken, wo sie scharenweise verproletarisieren und dem Radikalismus verfallen. Hier sind auf der ganzen Linie von den „Fachleuten“ Probleme provoziert worden, die niemand mehr lösen kann. Aber es geschah im Namen von „Fortschritt“.

Diese wenigen Beispiele mögen nur schlagartig hinweisen auf das Problem, das wir anzeigen möchten. Professor Dr. Hugo Staudinger schrieb unter dem 3. Mai 1971 in der „Deutschen Tagespost“ einen längeren Beitrag zu dem angeschnittenen Themenkreis unter der Überschrift: „Technokratie und Bildung analysiert“. Seine Beobachtungen und Feststellungen laufen darauf hinaus, zu zeigen, daß rein physikalisch-mathematisches Denken seit Newton nur noch nach dem Funktions- oder Nutzwert der Dinge fragt, sich aber nicht mehr für das Wesen und den tieferen Sinn der Dinge, der Welt und des Menschenlebens interessiert. Und am 23. Juni 1971 brachte die gleiche Zeitung einen ergänzenden Beitrag zu den Ausführungen von Staudinger aus der Feder des Diplomingenieurs Michael Becker. Auch er bestätigt, daß das zunächst von Newton als „methodischer Arbeitsschritt“ gedachte Vorgehen allgemein zur Einengung allen Denkens auf die rein physikalische Fragestellung geführt hat. Im Gefolge dieser Einengung wurden zwar stürmische Erfolge erzielt, aber nur in sehr eingeeengter und isoliert gesehener Richtung. Während man auf der einen Seite den reinen Nutzwert der Dinge in seiner vielfachen Verflechtung aus verschiedensten Bereichen bereitstellte, verlor man vollkommen die höheren Maßstäbe und Zentralwerte aus dem Auge, die nur zu gewinnen sind, wenn man nach dem Wesen der Dinge und des Menschen fragt. Das alles taten „Fachleute“ mit ihren isoliert gesehenen Einzelerkenntnissen an der Oberfläche. Aber noch Darwin wollte nicht „Darwinist“ genannt werden, und von Karl Marx wissen wir, wie er sich dagegen wehrte, als „Marxist“ angesehen zu werden. Im einen wie im anderen Falle wurden gegen die ursprüngliche Absicht der Autoren ihre eng begrenzten Gesichtspunkte verabsolutiert und überbordeten dann, herausgelöst aus tieferen Wesenszusammenhängen, maßlos die anfänglichen Teilanliegen. Will man die begrenzten Teilanliegen und Fachbereiche wieder in einem harmonischen Ordnungsgefüge zusammenführen

und im Blick auf der Menschen wahres Wohl und Glück einsetzen und fruchtbar machen, dann bedeutet das auch Einschränkung auf ihre wahren Wertperspektiven. Diese werden dem Menschen nur ansichtig aus dem Blick auf höhere Zentralwerte. Erst der Blick nach oben macht das Bezugsgefüge im Nebeneinander vieler Teilbereiche verständlich und einleuchtend. Man stelle sich die Sonnenstrahlen vor, wie sie an je verschiedenen Punkten der Erde diese berühren und Licht und Wärme spenden. Alle einzelnen Strahlen verweisen wieder zurück auf den Sonnenball im Weltraum. Von dorther wird die jeweilige Perspektive bestimmt, mit der die einzelnen Strahlen ihren jeweiligen Punkt der Erdoberfläche treffen. Und dadurch ist zu gleicher Zeit auch im Untereinander der die Erde berührenden Strahlen das richtige Verhältnis bestimmt, um allüberall Licht und Wärme zu verbreiten, ohne aber einzelne Sonnenstrahlen mit der Sonne zu verwechseln. Wer innerlich in der Beschauung um die „Sonne“ Gott kreist, der erlebt alles außerhalb dieser Sonne, aber in deren Licht- und Wärmeausstrahlung als begrenzten Teilaspekt vieler Einzelwerte eines höheren Ordnungsganzen. In diesem Ordnungsgefüge haben die Fachbereiche ihren relativen Eigenwert, den sie behalten und den man bejahen muß, der uns aber auch immer als Einzelwert an den größeren Zusammenhang erinnert. Jeder begrenzte Fachbereich kann immer nur eingesetzt werden zum Wohle und Glück der Menschen im Blick auf einen letzten Bezugswert, der von der Bestimmung des Menschen her jedem theozentrisch verankerten Kulturideal eingeschrieben ist. Dann sind alle Teilbereiche mit ihren Teilwerten wie Mosaiksteinchen, die erst vom Gesamtbild her sich zu einem Ordnungsgefüge vereinen, diesem dann aber Fülle und Glanz verleihen.

Damit kommen wir zurück auf Mario Hiriart. Die große Kritik, die er selber darstellt, ist, daß er das angezeigte Problem der Verabsolutierungen und Übersteigerungen isoliert gesehener Teilbereiche mit ihren rein technisch-funktionalen Anwendungen überhaupt nicht mit neuen rationalen Denkmodellen allein lösen wollte. Das Denken allein umfaßt niemals die ganze Wirklichkeit. Mario Hiriart hat niemals reinen Denkopoperationen den Wert zugemessen, eine verlorengegangene Synthese, etwa mit gewandelten rationalen Akzenten versehen, wieder erstehen zu lassen. Für ihn war christliches Weltbild und christliches Bildungsideal zunächst Aufgabe eigener religiöser Existenzbegründung, allumfassender Gottesliebe, personal erfahrener Gottesbegegnung. Und diese personale Gottesbegegnung entzündete sich nach Schönstatts Geisteswelt auch an dem zweitursächlichen Hineinwirken Gottes in die irdischen Wirklichkeiten. Wenn Mario Hiriart, wie wir oben zeigten, schreibt, daß er schon 1951 anfing, die Mystiker zu verstehen, so muß man wissen, daß er in den Exerzitien der Karwoche 1950 die Wahrheiten von der „prophetischen“, von der „priesterlichen“ und von

der „heroischen“ Dinggebundenheit im Sinne der Werktagsheiligkeit sich lebensmäßig tief einverleibt hatte.

Die Vorträge dieser Exerzitien gaben den Stoff für die wöchentlichen Versammlungen der Gruppe Marios im Laufe des Jahres. Man blieb da nicht stehen bei der Erklärung von den drei Arten von Dinggebundenheit, sondern suchte nach ihrer Anwendung auf das tägliche Leben.

Die prophetische Dinggebundenheit will besagen, daß alle Geschöpfe abbildhaften Charakter an sich tragen, also inkarnierte Gottesgedanken sind und darum uns eine Gottesbotschaft bringen, für die wir wach werden müssen. An vielen Beispielen wurde das in den Versammlungen veranschaulicht. So meinte einmal „kritisch“ der Standesleiter, was denn schon ein Ingenieur damit anfangen könne, wenn er einen Abwässerkanal in einer neuen Siedlung zu bauen habe. Aber blitzschnell reagierte ein Student: „Nun, das erinnert doch daran, daß wir für Abfluß sorgen müssen, wo immer sich Schmutz und Kloake ansammeln möchte in unserer Seele“. Einmal fragte in der Gruppenversammlung ein Student etwas kritisch, welche Beziehung denn ein ungebildeter Bauer zu einer übersinnlichen Welt bekommen solle, wenn ihm die technischen Errungenschaften sehr nahekommen, etwa wenn sein armseliges Lehmhäuschen plötzlich elektrisches Licht erhalte. Darauf meinte dann unter dem Gelächter aller anderen ein witziger Student: „Er wird dann plötzlich begreifen, daß er mit einer fast ‚jenseitigen‘ Überlandzentrale in der weiten Kordillere verbunden sein muß, um dieses Licht zu haben“. Langsam erlebten so die Studenten durch viele neue Beispielchen aus dem Leben, daß hinter allen materiellen Dingen ein tiefer symbolischer Sinn entschleiert werden will. So sind alle sichtbaren Dinge kleine Propheten Gottes.

Das führt dann weiter zu Gott selber. „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“. Die priesterliche Dinggebundenheit schaltet sich gleich mit dem stummen Lobpreis der Geschöpfe auf Gott. Hier wurde biblisches Denken den Studenten nahegebracht, bis sie selber Freude dabei empfanden, mehr in der freien Natur als auf Tanzsälen und in Kinos ihre Freizeit zu verbringen. Auch der Sonnengesang des hl. Franziskus von Assisi wurde herangezogen, um die ganze Schöpfung als Anbetung Gottes verstehen zu lernen.

Schließlich wurde weit und breit die heroische Dinggebundenheit als eine gottähnliche Gebundenheit an die Dinge dargestellt. Es ist Freude an den Dingen, die uns aber über sie selbst hinausweist, bis wir sie ähnlich wie Gott lieben. Gott wirkt zwar in ihnen, steht aber über ihnen. Der freie Verzicht auf die Dinge der Erde erst gibt uns die Möglichkeit, innerlich frei mit ihnen umzugehen, ohne uns an sie zu versklaven. Armut, einfacher Lebensstil, dafür aber Sinn für echten Gebrauch der Güter, wurde mit vielen

Beispielen aus dem Leben verständlich gemacht, um schließlich von hier aus auch alle dazu anzuhalten, Geld richtig anzulegen, für wirklich vernünftige Dinge, aber nicht für Überflüssiges.

Mario Hiriart hatte, wie gesagt, während des ganzen Jahres 1950 diese Themen in seiner Schönstattgruppe nach allen Richtungen hin in sich aufgenommen. Da der Standesleiter in den Exerzitienvorträgen sie als Grundthemen einer modernen Laienspiritualität zur Durchsichtigmachung der Materie dargeboten hatte, hatte Mario durch sie ein ganz neues Verhältnis zur Welt und den materiellen Dingen in ihr bekommen. Aber das waren bei Mario seelische Erfahrungen, es waren religiöse Erlebnisse geworden. Die religiöse Liebe hatte sich in ihm an diesen Wahrheiten entzündet. Rationellen Denkvorgängen liegen bei ihm immer religiöse Vitalkräfte zugrunde, die sie tragen und die miteinbezogen sind in seine Überlegungen in der zitierten Aufzeichnung aus dem Jahre 1955. Denkmodelle sind bei ihm immer nur aus der Macht und Dynamik der Gottesliebe wirksam.

Aus Marios origineller Beschauung ist darum auch sein Bildungsideal und Kulturbild voller dynamischer Gestaltungskraft. Die Beschauung selbst aber ist das Geheimnis der Gnade in seinem Leben. Dieses Geheimnis verweist uns auf die übernatürliche Gnadentätigkeit der Gottesmutter, der Dreimal wunderbaren Mutter von Schönstatt in der Seele Marios. Ihr gebührt darum für alle Zeit die Ehre. Sie hat in Marios Leben in außerordentlicher Weise eingegriffen, hat ihn langsam an sich gezogen, um ihn umzugestalten bis zur Höhe dessen, was wir hier von ihm berichten durften.

Pater Alex. Menningen hat das Resultat der Führung und Erziehung Marios durch die Gottesmutter vor anderthalb Jahren in einem Brief in folgenden Worten zusammengefaßt: „Unter den Toten der Schönstattfamilie sind zwei klassische Fälle von Gründermittelbarkeit, die der Jungmännerbewegung entstammen: Josef Engling und Mario Hiriart. Bezeugt sind sie durch den heroischen Tugendgrad und durch ein begnadete Innerlichkeit, die bis zu den Stufen des höheren Gebetslebens emporreicht. Bei Mario Hiriart kommt noch der Umstand hinzu, daß seine Person in hohem Maße geeignet ist, die Wesensart des Südamerikaners zu ergänzen und einen vorgelebten Anschluß an Schönstatt und einen gelebten Gründerbezug zu vermitteln.“

Damit sollten unsere Darlegungen an ihr Ende kommen. Dabei will uns scheinen, daß Mario Hiriart das Leitbild des Werktagsheiligen und des heiligmäßigen Laien in der Welt so in sich inkarniert hat, daß er als eine wegweisende Verkörperung für die Zukunft angesehen werden darf.

PATER AUGUST ZIEGLER

1913-1972

Das Juli-Heft unserer Zeitschrift war eben in die Druckerei gegangen, da traf die Nachricht ein, daß Pater August Ziegler, Mitherausgeber von REGNUM für die Schweiz, am 21. Juni auf einer Bergwanderung in seiner Schweizer Heimat einem Herzinfarkt erlegen ist. Drei Wochen vorher, am 2. Juni, hatte er sein 59. Lebensjahr vollendet. Nach dem Heimgang von Schwester Isabell Nei im Januar 1970 ist dies der zweite Todesfall, der Herausgeber, Verlag, Redaktion und Leser der Zeitschrift schmerzlich betrifft.

Wer die bisherigen Jahrgänge durchblättert, stellt ohne große Mühe fest, wie viel REGNUM Pater Ziegler verdankt. Doch nicht nur die mit seinem Namen gezeichneten Artikel gehen auf ihn zurück; er leistete jahrelang auch wertvolle Beiträge, die ohne Namensangabe in der Rubrik „Blick in die Zeit“ erschienen. Desgleichen stellte er, vornehmlich in den ersten Jahren, ehe er seinen „Informationsdienst“ zu veröffentlichen begann, eine Reihe von Buchbesprechungen zur Verfügung.

Pater Ziegler war dem Apostolat der Feder seit seinen frühen Priesterjahren ergeben. Ehe er in die Mitverantwortung für REGNUM eintrat, hatte er sich als Redakteur und Autor bereits vielfach bewährt. Sein geistiger Horizont war, wie seine Beiträge in REGNUM bezeugen, ungemein weit gespannt. Ein besonderes Augenmerk richtete er immer auf den Kontakt mit den maßgeblichen Strömungen der Zeit und ihre fortwährende Analyse. Nicht umsonst steuerte er für die Sondernummer nach dem Heimgang Pater Kentenichs (REGNUM 1/1969) einen Aufsatz mit dem Thema und Titel „Deuter der Zeit“ bei.

Pater Zieglers Leben war von einem nimmermüden, selbstlosen Dienst am Werke der Dreimal wunderbaren Mutter von Schönstatt und von einer makellosen Treue zu seinem geistlichen Vater, Pater Kentenich, geprägt. Ein Zeichen für diese Treue darf man darin sehen, daß er seinen letzten Beitrag in REGNUM 2/1972 den ersten Teil der Losung Pater Kentenichs zum Essener Katholikentag als Überschrift gab: „Mit Maria hoffnungsfreudig und siegesgewiß“. Damit war das letzte Wort Pater Kentenichs an die Schönstattfamilie auch sein Abschiedswort an die Lesergemeinde unserer Zeitschrift geworden.

Buchbesprechungen

EIN JUDE SCHREIBT, AUSGEHEND von den Traditionen des Neuen Testaments, ein Buch über Maria. Als Christen erwarten wir eine Hilfe zum tieferen Verständnis der Mutter Jesu in ihrer Zeit und in ihrem Milieu. Wie steht es damit bei Ben-Chorin?

Um seine Absicht zu erkennen, ist es gut, vom Nachwort auszugehen. Er möchte uns das Bild der Mutter Mirjam schildern, frei vom Rankenwerk phantastischer Erzählungen (192), oder — um es modern auszudrücken — es geht ihm um die Entmythologisierung der Mariengestalt (vgl. 7.18). In seiner Exegese spielt das „Prinzip der Intuition“ eine große Rolle, nach welchem mit Hilfe der zeitgenössischen hebräischen und hellenistisch-jüdischen Literatur ein Brückenschlag versucht wird zwischen exegetisch feststehenden Punkten. Da wir von NT her bekanntlich wenig sichere (historische) Angaben über das Leben Marias besitzen, wird ein solches Intuitionsverfahren stark von den Voraussetzungen eines Autors bestimmt sein. (Eine dieser Voraussetzungen ist etwa die „These vom verheirateten Jesus“ (198f), die in ihrer negativen Begründung aus neutestamentlicher Sicht als schwach beurteilt werden muß.)

Befremdlich und teilweise unrichtig sind die (Vor-)Urteile, wo es Ben-Chorin darum geht, die Methode katholischer Theologie zu beschreiben, als ob der katholische Theologe die Schrift nur als Gewürzkiste für die ausgekochte kirchliche Lehre verstünde (vgl. 12f), ein Zerrbild, das in dieser Einseitigkeit auch vor dem Vaticanum II kaum zutraf. Besseres (Vor-) Verständnis bringt der Autor auf für das Ineinandergreifen von Tradition und Schrift (bes. 176-183), obwohl er dann für das Dogma der himmlischen Vollendung Marias dieses Prinzip als nicht anwendbar ablehnt (178). Hätte nicht eine gesamtheitliche Schau des Menschen, wie sie jüdischer Tradition entspricht, ihn davor zurückhalten sollen, diesem Dogma jegliche biblische Grundlage abzusprechen (vgl. für Paulus 1 Kor 15)?

Wenn Ben-Chorin in bezug auf das Konzil von Ephesus von einem „Comeback“ der Artemis der Epheser, der großen Muttergöttin Kybele“ (20) spricht, so finde ich das eine der Geschmacklosigkeiten, die auch sonst gelegentlich anzutreffen sind (vgl. bes. die Bemerkungen über die ille-

gitime Geburt Jesu: 68-70, 132). Die nüchternen, christologisch bezogenen Aussagen des Konzils über die Virgo und Deipara müßten historisch viel vorsichtiger beurteilt werden, auch wenn man (immer nur negativen?) Einfluß der Volksfrömmigkeit durchaus annehmen kann.

Wenn man diese grundsätzlichen Vorbehalte berücksichtigt, so kann einem das Buch wertvolle Hinweise auf das Leben des jüdischen Mädchens Mirjam geben, wobei viele Details wiederum zu diskutieren wären. Von den Kapiteln I-VIII (I Ich sehe dich in tausend Bildern, II Ave Maria, III Mater Dolorosa, IV Mutter Brüder Schwestern, V Das Pfingstwunder, VI Jerusalem oder Ephesus?, VII Von der Apokalypse zur Assumptio, VIII Die Erde hat sie wieder) haben mir die Ausführungen zu: Beschneidung und „Darstellung“ Jesu im Tempel, Reinigungssopfer der Maria (76-84), wertvolle Hinweise zur jüdischen Praxis der Beschneidung, Auslösung der Erstgeburt und Reinigungssopfer der Wöchnerin gegeben. Auch die Exegese von Apokalypse 12, 1-6 ist aufschlußreich, weil hier jüdisches Denken leichter das Ineinander von irdischem und himmlischem, persönlichem und kollektivem Aspekt erfaßt.

Wenn Ben-Chorin gegen Ende des Buches schreibt: „An keiner Gestalt des Neuen Testaments wird die griechisch-römische Verfremdung des hebräischen Erbes deutlicher als an der Mariens“, so läßt sich fragen: Ist nicht durch die Einwurzelung in die Herzen und Kulturen anderer Völker das hebräische Erbe als Geschenk an uns alle gekommen, weil gerade in der Gestalt Mariens uns Gott ein für alle Menschen gültiges Zeichen geschenkt hat? In der gnädigen Zuwendung Gottes zum Mädchen aus Nazareth und in der vorbildlichen, das ganze Leben umgreifenden Antwort weist Maria über sich hinaus. Zum Thema „Mutter, Brüder, Schwestern“ hätte die sorgfältige Arbeit von J. Blinzler (Stuttgarter Bibelstudien 21) berücksichtigt werden müssen; daß der Name von Laurentin in der Bibliographie fehlt, ist verwunderlich.

Schalom Ben-Chorin, Mutter Mirjam. Maria in jüdischer Sicht, München 1971: Paul List-Verlag, 220 S. mit Personen- u. Bibelsstellenregister, Ln., DM 18,00 / sFr. 22,30.

P. Zingg

„**ÜBERLIEFERUNG**“ — BEGRIFF UND Anspruch, überschreibt Josef Pieper ein Büchlein, das 1970 im Kösel-Verlag erschienen ist. Was vor einigen Jahren Yves Congar aus theologischer Sicht getan hat („Die Tradition und die Traditionen“ — Mainz 1965), das unternimmt Pieper als Philosoph. Nach einer mehr allgemeinen Kontaktnahme mit dem Fragenkomplex, geht Pieper der Verwandtschaft der Begriffe von Tradition und Lehre nach, um zu einer Begriffsgenauigkeit zu kommen, die alle Ambivalenz ausschaltet. Damit schränkt er zugleich den Inhalt Tradition ein. „Unsere besondere Aufmerksamkeit wird sich allerdings auf die Wahrheits-Überlieferung richten, in welcher also das traditum (oder tradendum) eine Doktrin ist, eine Aussage über die Wirklichkeit . . .“ (S. 22). Überliefern ist nach Pieper nicht identisch mit Lehren, obwohl es diesen Wortgebrauch gibt, sowohl im Lateinischen wie im Griechischen (S. 25). Überliefern schließt ein dreifaches ein: den Tradierenden — das zu Übermittelnde — und daß der Übermittelnde das, „was er mitteilt, nicht aus sich selbst nimmt, sondern ‚von anderswoher‘ hat“ (S. 28). Dazu zitiert Pieper Paulus: „Ich habe empfangen, was ich euch überliefert habe“ und Augustinus: „Was sie von den Vätern empfangen haben, das haben sie den Söhnen überliefert“ (S. 29). Hier ist der Unterschied zum Akt des Lehrens deutlich: „Wenn ein Forscher seinen Studenten das von ihm selbst Erarbeitete, die eigenen Funde und Ergebnisse mitteilt, so findet klarerweise zwar Lehren statt im strikten Sinn, nicht aber Überlieferung, nicht Tradition . . .“ (S. 29). Dann spricht Pieper vom Empfangen der Tradition: „Ein Grund für die Nichtannahme kann sehr wohl der Stil sein, in welchem das Zuübernehmende dargeboten und angeboten wird“ (S. 30). Scharfsinnig sagt Pieper, so wie der Überlieferer nicht einfach Information geben will, so nehme auch der Empfangende nicht einfach Information entgegen. „Überhaupt hat der Vollzug von Überlieferung nicht die Gestalt von ‚Information‘“ (S. 32). Geschichtliches Wissen und Tradition sind nach Pieper keineswegs gleichbedeutend. Pieper zitiert Jaspers: „Es verschwindet die Überlieferung, während vielleicht alle Dokumente noch da sind“ (S. 32). Pieper stellt fest, daß die Grundhaltung des gläubigen Menschen die Annahme der zunächst unbewiesenen Tradition ist, also auf einem Akt des Vertrauens beruht, ähnlich wie das zunächst einmal die Grundbefindlichkeit des Schülers seinem Lehrer gegenüber ist. Und nochmals grenzt Pieper Tradition ab von

dem, was als neue Anreicherung dazu kommt. „Das traditum ist etwas, das im Vollzug des Überlieferungsprozesses gerade nicht wächst“ (S. 39).

Das dritte Kapitel des Buches ist wohl das wichtigste. Hier legt Pieper geistvoll den Zusammenhang dar zwischen Autorität und Tradition und kommt zur Klärung der Begriffe „heilige Tradition“, Offenbarung, Depositum, Thesaurus, Charisma und zur Klärung des Sprachgebrauches „die Alten“. Von hieraus wird der Weg frei für die Relativierung von zweit- und drittrangigen Gewohnheiten: „Je entschiedener die Energie des Bewahrungswillens sich auf das endgültig Bewahrenswerte richtet, desto höher ist das Quantum an Veränderung im Äußeren, welches, ohne daß ein ‚Bruch‘ zu befürchten wäre, ertragen und verkraftet werden kann“ (S. 72). Alles Weitere des Buches ist eigentlich nur die Anwendung und Durchziehung der Folgerungen auf die verworrene Wirklichkeit des heutigen Geisteslebens.

Das Buch ist solide gearbeitet, aber nicht so ohne weiteres für jeden verständlich. Der Philosoph Pieper steckt manchen modernen Theologen ein Licht an, das viele von ihnen bitter notwendig haben. Aus einem Vergleich kann man klarmachen, welch hohe Aktualität dieses Buch hat. Wer Schönstatt kennt, weiß, daß es ebenso tief in der Tradition der Offenbarung wurzelt, wie es kühn und schon vor dem Konzil sich von zweit- und dritrangigen Belangen befreit hat, dafür aber letzte religiöse Ideen und Inhalte um so stärker in den Mittelpunkt gestellt hat. Und da Schönstatt selbst auch wieder „Tradition“ geschaffen hat, weil es selbst auf einen Gnadenaufbruch zurückgeht, gilt nochmals auch auf dieser Ebene die Mahnung des Gründers, jede Entwicklung in neuen Verhältnissen nur aus dem Rückgriff auf die eigene Geschichte und des in ihr zentral wirksamen Traditionsbefundes zu tätigen: „Was Du ererbst von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ war seine oftmals wiederholte Mahnung. Pieper sagt es in seinem Zusammenhang so: „Menschliches Dasein kann nicht allein auf die Weise zu Schaden kommen, daß man das Hinzu-Lernen versäumt, sondern auch dadurch, daß man Unentbehrliches vergißt und verliert“ (S. 41). Dennoch lesen wir auf der Seite 72 von der Gegenposition aus dies: „Echtes Überlieferungsbewußtsein macht gerade frei und unabhängig gegenüber den Konservatismen, die sich mit unverhältnismäßiger Sorge um die Pflege der ‚Traditionen‘

kümmern. Zweifellos gibt es eine an das zufällige geschichtliche Erscheinungsbild des Überkommens sich heftende „Traditionspflege“, die eine wirkliche Weitergabe des wahrhaft Bewahrenswerten, die vielleicht nur unter veränderten geschichtlichen Formen geschehen kann, gerade verhindert“.

Bei der hohen Brisanz solcher Fragen kann man Pieper durchaus folgen. Der Philo-

soph Pieper hat etwas Wichtiges zu sagen in die chaotische Situation der Kirche nach dem 2. vatikanischen Konzil. Kein wirklich geistig Führender sollte an diesem Büchlein vorübergehen.

Josef Pieper, „Überlieferung“ — Begriff und Anspruch, München 1970: Verlag Kösel, DM 9,80.

B. Schneider

NIE ZUVOR GAB ES SO VIELE BEMÜHUNGEN wie heute, die Bibel Kindern und Jugendlichen nahezubringen. Es gibt eine Fülle von Bibelbüchern — Bilderbücher, die ganz von der bildlichen Darstellung her konzipiert sind, Erzählbücher, in denen die Illustration eine untergeordnete Rolle spielt. Vier von ihnen seien hier vorgestellt. Sie sollen Kinder im Schulalter ansprechen, keines von ihnen wendet sich also an die kleinen Kinder, für die einige Verlage — Herder und Patmos vor allem — eigene Bilderbuchreihen herausgegeben haben, in denen jedes in sich geschlossene, reich illustrierte Bändchen ein Thema ausführt.

Bewußt werden hier vier sehr unterschiedliche Werke vorgestellt. Eines ist ihnen allen gemeinsam: Trotz ihres redlichen Bemühens, in den Kindern das Interesse an der Heiligen Schrift zu wecken, wünscht man den Büchern, daß sie — vor allem wenn sie einzeln verwendet werden, was ja wohl fast immer der Fall ist — nicht einfach wie andere Kinderbücher den jungen Lesern und Betrachtern überlassen bleiben, sondern daß ihre notwendigerweise vorhandenen Einseitigkeiten durch die Vermittlung Erwachsener gemildert werden. In diesem Wunsch verbirgt sich eine in der Sache liegende Kritik, die unten näher ausgeführt wird, aber auch eine Anerkennung. Denn alle vier Bücher sind in ihrer Art so ansprechend, daß es schwer fällt, eines von ihnen als bestes den anderen vorzuziehen.

Die Patmos-Bibel (1) legt in zwei Bänden die gesamte Heilsgeschichte dar. Die Aufmachung der großformatigen Bücher gefällt auf Anhieb: Zahlreiche großflächige Bilder unterstreichen mit ihrer klaren und vom Detail absehenden Linienführung den in möglichst einfacher, kindgemäßer Sprache abgefaßten Text. Er hält sich weitgehend an die im Inhaltsverzeichnis angegebenen biblischen Quellen, geht nur mit eingefügten Erklärungen, die unmerklich in den Text eingehen, darüber hinaus. Geschickt ist es, daß die biblischen Texte

stellenweise in der Art miteinander verbunden sind, daß zu einem Thema mehrere Quellen — z. B. Evangelien, Briefe, Propheten — hinzugezogen und in Zusammenhang gestellt werden. Das geht sehr positiv über eine synoptische Schau der Evangelien hinaus . . . An zwei Beispielen soll aber eine in dieser Methode verborgene Gefahr beleuchtet werden. Zwei ineinander übergehende Kapitel sprechen von der Eucharistie, später folgt der Abendmahlsbericht nach Lukas. Ohne Kommentar eines Erwachsenen, der klarer als der Text die Identität vom leibhaftigen Jesus und Wort Gottes herausstellt, wird die hier vertretene Aussage, daß das Geheimnis der Eucharistie darin bestehe, das „Wort Gottes in uns tragen (zu) dürfen“, nie zu dem Wissen, daß in der Eucharistie Christus selbst zu uns kommt. Hier könnte zu leicht modernen theologischen Tendenzen, mit denen man sich nicht identifizieren möchte, der Weg bereitet werden. Ähnlich kritisch könnte man die freie Wiedergabe von Marias Worten „Siehe ich bin die Magd des Herrn. Mir geschehe nach deinem Wort“ mit „Allein der Wille Gottes soll geschehen. Ich bin bereit“ unter die Lupe nehmen. So gelungen Idee und Aufmachung des Buches sind, so sehr muß man es auf zwischen den Zeilen stehende Aussagen hin überprüfen und diese dann kommentierend ergänzen. Eine weitere Frage drängt sich hinsichtlich der Bilder auf. An sich beeindruckend sie unmittelbar. Wenn man aber zwei Bände dieser Art durchblättert, wirken die fast ausnahmslos mit schweigendem Lächeln dargestellten Personen stereotyp, vielleicht sogar simpel. Auch Kinder kennen schon Mimik.

Das Gegenteil ist von der Illustration der Atlantis Kinderbibel (2) zu sagen. Sie lebt von der Dramatik, vom Schauspiel, von der orientalischen Kulisse, von Massenaufzügen. Damit entstehen Bilder von großem Reiz, großer Aussagekraft, die die Vielfalt der Welt Gottes erleben lassen und zum Verweilen einladen. Sie sind begleitet von knappem Text, der kaum mehr

als eine Ahnung vermitteln kann, laut Vorwort auch keine Bibel sein, sondern nur zu ihr hinführen will. Schaut man kritisch diesen Text an, so erscheint er dennoch stellenweise weniger verkürzt als vielmehr verstümmelt: kein Bericht von der Verkündigung der Geburt Jesu, Wandlungsworte nur des Brotes etc. Dramatischere Stellen erscheinen auf diesem Hintergrund zu ausführlich. Nach dem Durchblättern fragt man sich, ob der Text nicht unnötig schlecht weggekommen ist gegen die Bilder, ob die Bilder für Kinder, die mit dem Text befriedigt sein könnten, nicht viel zu anspruchsvoll sind und somit eine Diskrepanz im Buch selbst entsteht, ob nicht die Bilder, statt dienende Funktion dem Wort Gottes gegenüber auszuüben, die Aufmerksamkeit auf sich, nicht auf das Thema, ziehen und so zu einem ästhetischen statt religiösen Erlebnis führen. Solche Zweifel werden erst aufgehoben, wenn dieses Buch neben anderen, sie ergänzend, gedacht wird. Als einzige Kinderbibel erscheint sie ungeeignet.

Eine Mittelstellung zwischen diesen beiden Büchern hält die „Bilderbibel“ (3) inne. Sie vereinigt wie die Atlantis-Bibel Altes und Neues Testament in einem Band, hält sich aber genau an die bei jedem Kapitel angegebenen Quellen. Die reiche Bebilderung hat dienende Funktion und vermeidet jede Ermüdung der Aufmerksamkeit dadurch, daß verschiedene Maltechniken angewandt werden und unter Vermeidung von Details sehr ausdrucksvolle Szenen entstehen. Der Ernst der Heiligen Schrift bleibt gewahrt, es droht nicht wie in der Atlantis-Bibel Zerstreung statt Sammlung.

Einen anderen Weg schlägt Anne de Vries (4) ein. Die zwei umfangreichen Bände leben vom Wort, jeweils nach einigen Seiten illustriert ein dreifarbiges holzschnittartiges Bild den Text. Ziel ist es, getreu den angeführten Bibeltexten, die Begebenheiten fesselnd — also ausgeschmückt, dramatisiert, Personen und Orte ausmalend — nachzuerzählen, ohne sie in ihrem Gehalt zu ändern. Dem liegt eine sehr gründliche Arbeit mit den synoptischen Quellen zugrunde. Kinder und Jugendliche lesen mit Spannung diese Bücher und erhalten den Eindruck, daß die biblische Geschichte einst wirklich gelebt wurde. Wichtige Stellen — z. B. Aussprüche Jesu — sind meist wörtlich wiedergegeben, so daß nicht so leicht Entstellungen unter-

laufen können. (A. de Vries hat übrigens in dieser Art, aber kürzer, sprachlich und gedanklich einfacher und reicher illustriert für jüngere Kinder ihre „Bibel unserer Kinder“ im Verlag Katholisches Bibelwerk, Stuttgart, herausgegeben, die sich sehr gut als Vorlesebuch schon ab 4-5 Jahren eignen.)

Die Heilige Schrift bedarf des Wortes, darum erscheinen rückblickend die letztgenannten Ausgaben von A. de Vries und die Patmos-Bibel (mit den oben ausgeführten Einschränkungen) am ehesten geeignet für die eigene Lektüre von Kindern. Atlantis stellt eine interessante Ergänzung dar durch seine Bilder, während die Bilderbibel von Taizé, da sie mit knappem, unkommentiertem, fast wörtlich der Bibel entnommenen Text die Kinder stark beansprucht, sich besonders zum gemeinsamen erläuternden Lesen und als Grundlage für ein Bibelgespräch mit den Eltern eignet. Darin ist durchaus ein Positivum zu sehen, denn auch für die übrigen Bände gilt, daß die Autorität der Bibel, die durch sie hindurchscheinen soll, bei weitem klarer wird, wenn das Buch nicht allein, sondern durch die Vermittlung eines gläubigen Erwachsenen an das Kind herantritt. Dann wird am ehesten die Gefahr der Verengung des kindlichen Horizonts auf einen bestimmten kinderbuchähnlichen Bibeltyp vermieden, und die Bücher dienen tatsächlich der Hinführung zur Heiligen Schrift selbst, die keiner verbalen und bildlichen Ausschmückung mehr bedarf. Darüber hinaus wird jeder Erwachsene selbst an den Büchern Freude haben und eine Verlebendigung seines eigenen Verhältnisses zur Bibel erfahren.

- (1) *Patmos-Bibel, Text von A. M. Cocagnac und Hans Hoffmann, Bilder von Jacques LeScanff, Düsseldorf: Patmos-Verlag, 2 Bde., pro Bd. DM 16,00.*
- (2) *Atlantis Kinderbibel, Text von P. Turner und M. Hürlimann, Bilder von B. Wildsmith, Zürich: Atlantis-Verlag, DM 29,00.*
- (3) *Bilderbibel, Text von Fr. Hoffmann, Bilder von Frère Eric de Saussure (Taizé), Lahr i. B.: Verlag Kaufmann, DM 21,50.*
- (4) *Anne de Vries, Großes Erzählbuch der biblischen Geschichte, Konstanz: Bahn-Verlag, 2 Bde., pro Bd. DM 16,80.*

Renate Martin

NACH DEN PÄDAGOGISCHEN TAGUNGEN von 1934, 1950 und 1951, die alle im vergangenen Jahr vom Schönstatt-Verlag bzw. vom Patris-Verlag herausgebracht wurden, ist nun dieses Jahr auch die erste der großen und öffentlichen Tagungen Pater Kentenichs, die des Jahres 1931, in der Schönstattfamilie vielfach als "Jugendpädagogische Tagung" bekannt, unter dem Titel „Ethos und Ideal in der Erziehung - Wege zur Persönlichkeitsbildung“ im Druck erschienen.

Pater Kentenich hat seinen Gründerauftrag von Anfang an zugleich in eminenterer Weise als Erzieherauftrag verstanden. Zeugnis dafür ist die Vorgründungsurkunde vom Jahre 1912, von der in diesem Heft an anderer Stelle die Rede ist. Seine erzieherische Tätigkeit fand schon nach wenigen Jahren, noch während des Ersten Weltkriegs, außerhalb der Mauern Schönstatts Beachtung, so auf der jugendpädagogischen Tagung in Düsseldorf vom 2.-4. Januar 1917, wo Prof. Arnold Rademacher die Erziehungspraxis Pater Kentenichs anhand des 1. Jahrgangs der Zeitschrift „Mater ter admirabilis“ als Beispiel einer modernen Jugendpädagogik vorstellte. Pater Kentenich selbst allerdings beschränkte sich in seiner Tätigkeit zunächst auf den Aufbau seines Werkes, und das hieß: auf die Schulung der einzelnen Mitglieder und der nach und nach entstehenden Schönstattgemeinschaften. Als hierin Ende der zwanziger Jahre eine gewisse Wachstumsstufe erreicht war und gleichzeitig die religiös-pädagogische Situation sich im Zusammenhang mit der allgemeinen geistigen Situation speziell in Deutschland krisenhaft zuspitzte, hielt er die Zeit für gekommen, seine fast zwanzigjährige Erfahrung bei der Formung des „Neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ öffentlich in die Auseinandersetzung einzubringen. Das geschah zum erstenmal auf der religiös-pädagogischen Tagung des Jahres 1931. Um seinen Gedanken möglichst große Resonanz zu verschaffen, wurde die Tagung im Laufe des Jahres mehrere Male gehalten, das erstemal vor Lehrerinnen, später auch vor Priestern und Lehrern. Der Edition, die wir hier besprechen, liegt eine Niederschrift der erstgenannten Tagung zugrunde, die vom 28.-31. Mai in Schönstatt stattfand.

Wie gewöhnlich disponiert Pater Kentenich seinen Stoff, den er als „Allgemeine Prinzipienlehre einer modernen Jugendaszese“ darbietet, außerordentlich exakt. In einem ersten (kürzeren) Teil skizziert er unter dem Stichwort „moderne Jugendaszese“ die besondere Zielstellung und

den zeitgenössischen Rahmen der Tagung. Wenn er das Ziel als „Jugendaszese“ anspricht, so will er damit andeuten, daß es ihm um spezifisch christliche Erziehung, um Erziehung hin auf Gnade, auf die Entfaltung der Christusgliedschaft und Gotteskindschaft, gipfend in der möglichst vollen Freiheit der Kinder Gottes, zu tun ist. Dieser Zielsprache stellt er Bemühungen von anderer Seite gegenüber: den Erziehungsbolschewismus und den Erziehungssozialismus. Angesichts neuester Entwicklungen auf dem Sektor Schule, Bildung und Erziehung in manchen Teilen der Bundesrepublik dürften diese Ausführungen erneuter Aufmerksamkeit wert sein. — Das Corpus der Tagung bildet der zweite Teil. Pater Kentenich entwickelt darin die „allgemeine Prinzipienlehre“ in drei zentralen Kapiteln: „Linie“, „Taktik“, „Konsequenz“. Infolge Zeitmangels konnte das Kapitel „Konsequenz“ allerdings nicht ausgeführt werden. Doch empfindet man diese Kürzung angesichts des Inhaltsreichtums der beiden anderen Kapitel nicht als gravierend. Unter „Linie“ begreift Pater Kentenich eine Linie im Erzieher und eine Linie im Zögling. Im ersten Falle heißt sie inhaltlich „priesterliche Mütterlichkeit“ bzw. „priesterliche Väterlichkeit“; im zweiten Falle „Ideal“. „Priesterliche Mütterlichkeit“ und „priesterliche Väterlichkeit“ machen für Pater Kentenich das Wesen des Erziehers aus, das er auch in die ebenso schöne wie tiefend-tiefgreifende Formel bringt: „Selbstlos fremdem Leben, fremder Eigenart dienen.“ Unter „Ideal“ beschäftigt Pater Kentenich sich nicht nur mit dem (je individuellen) persönlichen Ideal, sondern sehr eingehend auch mit dem Gemeinschaftsideal, seinem Zustandekommen und seiner Funktion in einer Zeit des zunehmenden Schwundes eines christlichen Milieus. — Das Kapitel über „Taktik“ arbeitet zunächst in gerade heute sehr zu beachtenden Gedankengängen „Grenzen und Möglichkeiten der Taktik“ heraus, wobei Pater Kentenich vor allem auf die Bedeutung der gegenseitigen Ehrfurcht im Verhältnis Erzieher-Zögling eingeht, und spricht dann von den „Gesetzmäßigkeiten der Taktik“, von der „Kunst des Aufschließens“, der „Kunst des Hörens“ und der „Kunst des erleuchteten Führens“. Letztere orientiert sich nach Pater Kentenich am „jugendlichen Idealismus“, „jugendlichen Radikalismus“ und „jugendlichen Gefolgschaftsgeist.“

Bei der Lektüre der Tagung steigt einem unwillkürlich die Frage auf, wie die Dinge in Kirche und Gesellschaft (in Deutsch-

land, aber nicht nur hier) sich gestaltet hätten, wenn dieser Pädagogik bisher eine breitere Wirkung beschieden gewesen wäre. Aber auch heute kann die Kirche aus ihr wie überhaupt aus dem pädagogischen Bemühen Pater Kentenichs den größten Nutzen ziehen, da ihre nachkonziliaren Probleme weithin zentral pädagogische Probleme sind, die freilich mit herkömmlichen Praktiken nicht zu meistern sind, wohl aber auf Wegen, wie sie hier von einem Charismatiker der Erziehung und Menschenbildung aufgezeigt werden. —

Dem Institut der Marienschwestern und der Bearbeiterin M. E. Frömbgen gebührt Dank, daß sie diese hochwichtige Tagung einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht haben.

Pater Joseph Kentenich, Ethos und Ideal in der Erziehung. Wege zur Persönlichkeitsbildung, Vallendar-Schönstatt: Schönstatt-Verlag 1972, 379 S., Ln. DM 22,50, kt. DM 17,50.

E. Monnerjahn